Wege und Stege.

Kleine Romane

von

August Schrader.

Zweiter Band.

I. Kaufmann und Advocat.
II. Verirrungen. 129.
III. Die Grotte von Balme. 227.

Leipzig,
Verlag von Voigt & Zieger.
1861.

Kaufmann und Advocat.

I.

Ehe Hamburg von dem großen Brande heimgesucht ward, der im Jahre 1842 fast den dritten Theil der Stadt in Schutt und Asche verwandelte, fand man dort in finstern Straßen unansehnliche Häuser, deren Besitzer große Handelsherren waren. Zu einem dieser Häuser führen wir den Leser. Ueber der mit Eisenblech beschlagenen Thür befand sich ein altes verwittertes Schild mit der Inschrift „Roland und Dick.“ Das Haus glich füglicher einem Speicher als einer Wohnung. Der breite Giebel war der Straße zugekehrt und zeigte sechs Stockwerke mit kleinen, dicht aneinander grenzenden Fenstern. In dem Erdgeschosse befanden sich die Comptoirs, deren in Sandstein ausgehauene Fenster mit starken Eisenstäben versehen waren. Wie im Aeußern, so zeigte sich im Innern die alte hanseatische Solidität. Ruhe und Stille herrschten in diesem, dem Mercur geweihten Tempel, obgleich täglich be-

deutende Geschäfte gemacht wurden. Jeder der zahlreichen Commis und Buchhalter versah seinen Dienst mit einer fast heiligen Scheu. Das Räderwerk dieser großen Handelsmaschine ging regelmäßig und ungestört wie der Mechanismus einer wohlconstruirten Uhr. Jeder der Angestellten betrachtete sich als ein Organ des Ganzen.

Die eigentliche Seele dieses Handelskörpers war Herr Roland, ein langer hagerer Mann von vier- bis fünfundfünfzig Jahren. Sein trockenes, gelbliches Gesicht mit den hervorstehenden Backenknochen, sein viereckiger Schädel mit den spärlichen flachsfarbenen Haaren, seine kleinen grauen Augen mit den stechenden Blicken verriethen einen unbeugsamen Geist, einen starken Willen und jene Macht, die alle Gefühle in sich zu verschließen fähig ist. Er sprach wenig, aber er beobachtete und arbeitete viel. Roland war der Erste und Letzte in seinem Comptoir. Sein Wort galt wie seine Unterschrift. Die Angestellten, die ihre Pflicht erfüllten, hatten ihn nicht zu fürchten, wenn er auch noch so mürrisch und mitunter bösartig aussah. Der Eindruck, den dieser trockene Mann bei der ersten Begegnung hervorbrachte, war kein vortheilhafter, und eben so war ein längerer Umgang mit ihm nicht geeignet, Sympathien zu erwecken. An der Börse erfreute er sich eines grenzenlosen Credits, und als Geschäftsmann war er Jedem willkommen. Aber er hatte keine Freunde, und schien auch

keine zu wollen. Waren die Comptoirstunden vorüber, so lebte er seiner Familie, die aus der Frau, Klara, seiner Tochter und einem Sohne bestand. Ein Mann, der wie er lebte, konnte indessen auch keine Feinde haben, wenn man die Neider nicht für Feinde halten will.

Sein Compagnon, Herr Diek, war ganz das Gegentheil von Herrn Roland. Diek, ein geborner Holländer, mochte fünfzig Jahre zählen; er war klein, dick, stets freundlich, grüßte jeden und sprach gern. Trotz seiner echt holländischen Corpulenz theilte er doch das so berühmte Phlegma seiner Nation nicht; er war beweglich und liebte muntere Gesellschaft. Hatte er nun eine Scheu vor der Arbeit, konnte er nicht arbeiten oder hielt ihn Herr Roland geflissentlich fern — wir vermögen nicht, es zu sagen; Alles, was wir wissen, ist, daß Herr Diek am letzten Tage des Monats erschien, eine Stunde lang die Bilanz prüfte, die ihm sein ernster Compagnon vorlegte, und sich dann in derselben rosenfarbenen Laune entfernte, in der er gekommen war. Die Comptoir-Arbeiter kannten ihn eben so wenig, als er diese kannte. Ein alter Diener erinnerte sich, daß Diek vor einundzwanzig Jahren als Theilhaber der Firma aufgetreten sei, und sich in derselben Weise an dem Geschäfte betheiligt habe, wie heute. Der Holländer, wie man ihn allgemein nannte, bewohnte ein kleines, aber kostbar eingerichtetes Haus an der Alster; er war fromm und got-

tesfürchtig wie alle reichen Holländer, und liebte Luxus und Bequemlichkeit.

Herr Roland wohnte in dem Hause selbst; der ganze erste Stock war zu seinem Gebrauche eingerichtet. Sämmtliche Commis und Buchhalter wohnten in der Stadt. Nur Daniel, der alte Schließer, besaß ein Stübchen in dem langen, schmalen Hofe, der sich zwischen den großen Speichern bis zu dem Flethe oder Kanale hinwand.

Wir betreten an einem trüben Novembermorgen die Kasse des Hauses Roland und Dick. Es ist dies ein geräumiges, gewölbtes Gemach mit einem langen vergitterten Pulte. Die beiden Fenster gehen nach der Straße hinaus. Durch eine Glasthür sieht man in die Comptoirs der Buchhalter und Commis. Es ist still wie in einer Kirche, jeder liegt emsig seiner Arbeit ob.

In der Kasse steht ein junger Mann an dem Pulte von Eichenholz; neben ihm sieht man einen großen Kasten von schwerem Eisen, der mit starken Schrauben in den Boden befestigt ist. Die sogenannten feuerfesten Geldschränke waren damals noch nicht im Gebrauche.

Franz Wiemann, kaum dreißig Jahre alt, war der Kassier des Hauses. Herr Roland hatte sich des verwaisten Knaben vor sechzehn Jahren angenommen, ihn zum Commis, zum Buchhalter und vor sechs Monaten, als sein Vorgänger starb, zum Kassier gemacht. Franz, man konnte

es wohl sagen, war über Zahlen bleich geworden. Seine Armuth hatte ihn zu einem sehr eingezogenen Leben gezwungen. In den Stunden, die ihm die Arbeit übrig ließ, hatte er sich dadurch Erholung verschafft, daß er sich mit Ausdauer die Kenntnisse aneignete, die Jedem, der in der Gesellschaft, im Handel, in der Politik oder Wissenschaft bemerkt sein will, nothwendig sind. Franz war einer jener seltenen Menschen, die tiefe Leidenschaften tragen, zu tief, als daß sie bei kleinen Anlässen an's Licht träten; er gehörte zu der Zahl der schönen Seelen, die an ihrer eigenen Rechtlichkeit die Klippe finden, an der sie scheitern. Ein schönes Mädchen, und sei es noch so arm, rührt sie, sie lieben und heirathen es, und zerstören ihr Glück, indem sie mit Noth und Liebe kämpfen. Diesen Kampf hatte unser Franz bereits seit vier Jahren bestanden — er war verheirathet und besaß ein dreijähriges hübsches Töchterlein, ein liebliches blondes Kind, an dem er mit ganzer Seele hing.

Gertrud, seine Gattin, werden wir bald kennen lernen. Franz hatte sie zuerst in dem Hause seines Prinzipals gesehen, dessen Gattin das arme Mädchen unterstützte. Gertrud war eine Schönheit, wenn auch eine seltsame Schönheit. Franz gehörte zu den armen, unglücklichen Menschen, welche die schönen Tage der Jugend unter stetem Arbeiten verleben, arbeiten ohne Anerkennung, leben ohne Theil-

nahme. Sie besitzen das Geheimniß jener schnellen Verheerungen, die eine Leidenschaft in ihren verlassenen, verkannten Herzen anrichtet. Das arme, schöne Mädchen nahm die Bewerbungen des glühenden Liebhabers an, und Herr Roland, dem Franz sich mittheilte, billigte die Heirath; er schien sie selbst deshalb zu billigen, weil die Wahl seines Commis auf die verlassene Waise gefallen war.

Es schlug zehn Uhr, als ein zweiter junger Mann in die Kasse trat. Es war Anselm Diek, der Sohn des Holländers. Anselm, ein blonder, rosiger Jüngling von vierundzwanzig Jahren, schien die ewig gute Laune seines Vaters geerbt zu haben. Lachend und singend reichte er dem Kassier die Hand zum Morgengruße. Dieser sah ihn verwundert an.

— Schon? fragte er.

— Eine Stunde zu spät, wie gewöhnlich! rief heiter der Angekommene. Aber was thut's? Ich habe ja meinen Freund an dem Pulte.

Zwischen den beiden Männern herrschte ein eigenthümliches Verhältniß. Anselm, den Vater Diek früher dem Studium der Arzneiwissenschaften bestimmt, hatte seine Carriere geändert und war Kaufmann geworden. Er arbeitete seit einem Jahre unter des Kassiers Leitung, den Herr Roland für einen tüchtigen Mann hielt. Franz, die Gutmüthigkeit und Rechtlichkeit selbst, sah seinem Zöglinge,

der noch immer Student war, viel nach und fertigte die Arbeit sogar allein, wenn der lebenslustige Anselm seinen Abenteuern nachging. So kam es, daß man den jungen Diek für einen fleißigen und talentvollen Arbeiter hielt. Anselm wußte es seinem Lehrer durch eine aufrichtige Freundschaft Dank. Beide liebten sich und wären fähig gewesen, für einander durch's Feuer zu gehen.

— Ich habe viel nachzuholen, sagte Anselm.

Franz lächelte.

— Heute ist der letzte Tag im Monate — ich habe nicht darauf warten können.

— Vortrefflicher Herr Wiemann! rief Anselm. Sie bereiten heute meinem Vater wiederum eine große Freude, und der gute Alte weiß es nicht einmal. Aber er wird es erfahren, verlassen Sie sich darauf. Es sind also keine Reste vorhanden?

— Ich habe gestern Abends bis 10 Uhr gearbeitet. Wenn Ihr Vater zur Einsicht der Bilanz kommt, wird er Ihnen, wie immer, freundlich die Hand drücken.

— Meine Dankbarkeit ist unbegrenzt, wie meine Freundschaft!

Herr Roland ging durch das Zimmer, als Anselm bereits arbeitete. Er grüßte kalt und mürrisch. Man hörte sein monotones „Guten Morgen“ in den andern Zimmern. Drei Stunden verflossen. Es schlug zwölf Uhr. Die

Comptoiristen gingen zu Tische. Auch Franz, der gewöhnlich bis ein Uhr blieb, schloß seine Kasse und sein Pult.

— Schon? fragte Anselm in seiner gutmüthigen Weise.

— Ich muß Geld von unserm Banquier holen, antwortete Franz.

— Ah, mein Freund, ich bitte Sie um eine Gefälligkeit.

— Was kann ich thun?

— Mein Vater will, daß ich kleine Speculationen für mich unternehme. Zu diesem Zwecke hat er mir einen Wechsel von tausend Thalern auf unsern Banquier gegeben. Hier ist er.

Franz prüfte das Papier. Es trug die richtige Unterschrift „Roland und Dieck" und war mit dem üblichen Stempel der Firma versehen.

— Nun soll ich Ihnen diesen Wechsel diskontiren lassen? fragte er.

— Ja, da Sie einmal zu dem Banquier gehen.

— Wenn Sie um drei Uhr in das Comptoir kommen, werden Sie das Geld vorfinden.

— Ich brauche aber jetzt schon dreihundert Thaler — geben Sie mir die kleine Summe vor der Hand aus Ihrer Kasse. Gelingt mir die Speculation, die ich beabsichtige, so erhalten Sie zwei Procent von dem Gewinne. Dadurch, daß Sie mir diese Gefälligkeit erzeigen, ermöglichen Sie das Geschäft; andernfalls müßte es unterbleiben. Fragen

Sie nicht, welcher Natur dieses Geschäft ist — ich werde Sie überraschen.

Franz, der vorsichtige Kassemann, prüfte noch einmal das Papier. Er hatte keinen Grund, Mißtrauen zu hegen, und da er wußte, daß der alte Holländer seinen Sohn zärtlich liebte, daß er selbst stolz auf den angehenden Kaufmann war, so ließ sich diese Laune des reichen Handelsherrn wohl erklären. Er erschloß noch einmal seine Kasse, zahlte dem jungen Manne das Geld und wünschte Glück zu dem Geschäfte. Beide verließen das Comptoir. Anselm bestieg einen Fiaker und fuhr davon. Franz Wiemann besorgte seine Geschäfte bei dem Banquier, diskontirte den Wechsel und kehrte in das Comptoir zurück, wo er dreihundert Thaler in die Kasse legte und den Rest von siebenhundert Thalern für den Freund aufbewahrte. Als er das Haus verließ, begegnete ihm Herr Roland, der um ein Uhr zur Börse ging. Der Kassier grüßte ehrerbietig den Prinzipal und eilte seiner nahen Wohnung zu.

Er kam an ein hohes, schmales Haus, erstieg vier dunkle Treppen und zog an einer Glocke. Eine junge Frau öffnete und ließ ihn auf einen erhellten Vorplatz treten. Ein dreijähriges blondes Mädchen sprang dem Angekommenen entgegen. Franz hob das Kind empor, küßte es zärtlich und grüßte dann auch seine Gattin durch einen Kuß. Die Familie trat in das freundliche Wohnzimmer, wo der

Tisch gedeckt stand. Die Möbel waren einfach und solid. Eine fast peinliche Ordnung und Reinlichkeit herrschte überall. Kein Stäubchen, kein Fleckchen war zu erblicken, jedes Ding nahm seine wohlberechnete Stelle ein. Diese außerordentliche Sauberkeit und Nettigkeit verlieh dem eben nicht großen Raume einen Anstrich von Comfort, selbst von Wohlhabenheit. Die Löffel, Messer und Gabel waren von Silber, und die Decke bestand aus blendendem Leinen. Zwei Minuten nach dem Eintritte des Gatten trug die Gattin die Suppe auf. Das Kind sprach mit seiner lieblichen Stimme ein kurzes Tischgebet, und die Familie verzehrte das einfache, aber wohlschmeckende Mahl.

Wer dieses Ehepaar so gesehen hätte, würde es für sehr glücklich gehalten haben. Franz hatte als Commis nur einen geringen Gehalt; bei seiner Verheirathung hatte er, da Gertrud ihm keine Morgengabe brachte, die Wirthschaft von seinen Ersparnissen eingerichtet, das noch Fehlende hatte er nach und nach angeschafft und sehr eingeschränkt gelebt. Durch die Ernennung zum Kassier war sein Einkommen erhöht worden, und für das nächste Jahr, wenn er sich bis dahin auf seinem Posten bewährte, stand ihm eine zweite Gehaltsverbesserung in Aussicht. Und dennoch war Franz nicht so glücklich, als er es zu werden gehofft hatte. Gertrud, die Gattin war zweiundzwanzig Jahre alt, schön wie eine Juno, aber kalt wie Marmor.

Ihr großes blaues Auge verrieth zwar Geist, aber keine Spur von Seele; das reizende ovale Gesicht verzog sich selten zu einem freundlichen Lächeln und die rosenrothen schwellenden Lippen öffneten sich nur, um eine Reihe glänzender Zähne zu zeigen und eine gewöhnliche Unterhaltung zu führen. Franz, der Schöngeist, hatte dieses Wesen anfangs für Schüchternheit, eine Folge der Armuth, gehalten und sich fähig gefühlt, die Frau nach seiner Ansicht zu bilden — Gertrud war seine Gattin geworden, aber sonst geblieben, wie sie war. Sie kleidete sich nett, kam ihren häuslichen und ehelichen Pflichten mit großer Gewissenhaftigkeit nach und sorgte redlich für Mann und Kind. Der arme Franz, der sich nach einer theilnehmenden Seele gesehnt, besaß eine thätige Hausfrau, aber keine liebende Gattin. Er hatte sich bei der Wahl getäuscht, wie so Mancher, der die Frau zu erziehen gedenkt. Seine Liebe hoffte immer noch auf eine Aenderung. Demnach war es wohl natürlich, daß er sein Glück in dem Umgange mit dem muntern Kinde suchte, das wiederum mit größerer Liebe an ihm hing, als an der kalten Mutter.

Gegen drei Uhr ging Franz in seine Kasse. Die Geschäfte verliefen regelmäßig; aber Anselm kam nicht, trotzdem er wußte, daß an einem solchen Tage seine Abwesenheit bemerkt würde. Um vier Uhr erschien Herr Diek. Bilanz und Kasse wurden geprüft — Alles war in Ord-

nung. Der Holländer nahm seine Abschrift des Kassenabschlusses und wollte gehen.

— Wo ist mein Sohn? fragte er plötzlich.

Herr Roland sah seinen Kassier an. Franz gerieth ein wenig in Verlegenheit, denn er wollte seinem Freunde Unannehmlichkeiten ersparen. Der stechende Blick des strengen Prinzipals trieb ihm das Blut in die Wangen. Aber gewohnt, stets die Wahrheit zu sagen, antwortete er nach kurzem Zögern:

— Ich weiß es nicht.

— Sie wissen es nicht? wiederholte Herr Roland.

— Nein.

— Ist er noch nicht in dem Comptoir gewesen?

— Nein. Vielleicht besorgt er ein Privatgeschäft, von dem er diesen Morgen sprach.

— Er wird schon kommen! rief lachend Herr Diek. Freund, wandte er sich zu seinem Compagnon, ich überlasse es Ihnen, dem Jungen einen Verweis zu geben. Der Student steckt ihm noch im Kopfe. Aber er wird gut, wenn er sich die Hörner abgestoßen hat.

— Sie sollten Nichts von ihm wissen? fragte Roland betonend.

— Ich versichere, daß ich den Grund seines Ausbleibens nicht kenne.

— Zeigen Sie es mir an, sobald Anselm kommt.

— Ich werde nicht verfehlen, Herr Roland.

Die beiden Compagnons zogen sich zurück. Franz blieb allein und arbeitete emsig. Der Vorfall war ihm so unangenehm, als ob er der Betheiligte gewesen wäre. Daß Anselm kommen würde, um den Rest seines Geldes zu holen, bezweifelte er nicht. Der Tag verfloß, und Anselm blieb aus. Vor dem Schlusse des Comptoirs erschien Roland noch einmal und fragte nach dem Sohne seines Freundes. Murrend entfernte er sich wieder, sprach von Unordnung und drohte mit einer ernsten Rüge. Der folgende Tag war ein Sonntag; es blieb also das Comptoir geschlossen. Franz nahm den Rest des Wechselbetrages in seine Wohnung mit sich, um ihn aushändigen zu können, im Falle Anselm ihn forderte. Er liebte es überhaupt nicht, eigene Kasse in dem Geschäftslokale zu haben.

Der Sonntag kam. Anselm blieb aus.

Nach Tische machte Franz einen Spaziergang; er kam an der Wohnung des Herrn Diek vorüber. Die Aufbewahrung des Geldes machte dem redlichen Manne Sorgen; er dachte mit Schrecken an den möglichen Fall einer Entwendung. Ohne zu zögern, trat er in das Haus und fragte eine Magd nach Anselm Diek.

— Wir haben den jungen Herrn seit gestern früh nicht gesehen, war die Antwort.

— Ist er diese Nacht nicht zu Hause gewesen?

— Nein.

Franz stutzte. Der Gedanke, Anselm führe dreihundert Thaler mit sich, erregte mancherlei Vermuthungen.

— Herr und Madame Diek sind in Sorgen, fuhr die Magd fort. Beide sind zur Stadt gefahren, um bei befreundeten Familien nachzufragen.

— Seltsam! Ist der junge Mann schon früher Nachts aus dem Hause geblieben?

— O, mehr als ein Mal, sagte geheimnißvoll die Magd. Man verräth es nur nicht. Herr Anselm wird schon wieder kommen. Ich wette, daß er sich Abends in das Haus schleicht.

— Sagen Sie ihm, daß Franz Wiemann hier gewesen sei.

Er ging und betrat in der Dämmerung seine Wohnung. Eine Stunde später lag die blonde Marie in ihrem Bettchen und die beiden Gatten saßen in dem erleuchteten Stübchen allein. Franz betrachtete seine Gertrud, die strickend an dem Tische saß. Wie schön, wie engelgleich waren ihre Züge, wie glänzte das volle kastanienbraune Haar, wie blendend weiß war ihr zarter Teint, und wie reizend zeichnete das blaue Thibetkleid die üppigen Körperformen ab! Wie beneidenswerth wäre der Mann dieser Frau gewesen, wenn sie ein zartes Gefühl und eine theilnehmende Seele gehabt hätte. Wenn einige Schriftsteller

die Frauen im Allgemeinen mit schwer zu lösenden Räthseln vergleichen, so könnte man diese Gertrud ein psychologisches Problem nennen, an dem die scharfsinnigste Forschung scheiterte.

— Was denkst Du, Frau? fragte Franz nach einer langen Pause.

Gertrud sah auf. Ihr großes Auge, eingerahmt von angen seidenen Wimpern und schimmernd in einem feuchten Glanze, ruhte einen Moment auf dem Manne.

— Ich denke — wie es heute gerade kommt, weiß ich nicht zu sagen, an meinen armen Vater, der im Krankenhause gestorben ist. Er sprach von der Mutter, deren ich mich nur schwach erinnere; dann beklagte er mein trauriges Loos, betete und starb. Ich stand, du weißt es ja, allein in der Welt, dem Mitleiden der Menschen anheimgegeben. Madame Roland nahm sich meiner an und ließ mich in weiblichen Arbeiten unterrichten; auch bezahlte sie einer alten Frau so lange das Kostgeld für mich, bis ich mir meinen Lebensunterhalt erwerben konnte. Madame Roland ist eine gute Frau.

— Wer zweifelt daran? Auch Herr Roland ist gut, ich bin ihm zu Danke verpflichtet. Nun ehre ich zwar deine Gesinnung, aber ich bin doch der Ansicht, daß du dich mehr mit der Gegenwart beschäftigen solltest.

— Was soll das heißen, Franz?

— Willst du mich immer noch nicht verstehen?

— Du bist nicht zufrieden mit deiner Frau.

— Gertrud, liegt dir etwas auf dem Herzen, so theile es mir mit?

Ich wüßte Nichts. Aber sage mir, was ich thun soll, und es wird geschehen.

— Mein Gott! Mein Gott! rief Franz. Thun und immer thun! Du thust mehr, als mir lieb ist; bemühe dich, mir mehr eine Lebensgefährtin, als eine Wirthschafterin zu sein. Ich fordere von der Mutter meines Kindes, daß sie liebevoll mit ihm umgehe, daß sie auf Herz und Gemüth wirke. Gertrud, du könntest mich glücklich machen, wenn du wolltest.

Sie begann zu weinen, indem sie flüsterte:

— Diese Vorwürfe verdiene ich nicht!

Franz hatte Mühe, sie zu beruhigen. Wofür sollte er diesen Ausbruch der Thränen halten? Hatte er ihr Gemüth oder ihren Stolz verletzt? Er wußte es nicht. Was würde er darum gegeben haben, wenn er hätte einen Blick in ihr Inneres werfen können? — Beide saßen wieder ruhig am Tische; sie strickend, er lesend.

— Ich habe vergessen, dir zu sagen, begann sie nach einer langen Pause, daß Anselm Dick während deiner Abwesenheit hier gewesen ist. Er sah bleich und verstört aus. Als ich ihn fragte, ob er krank sei, antwortete er, daß er

die Nacht durchschwärmt habe. Dann ging er wieder. Er wird dich morgen in dem Comptoir sprechen.

Der Kassier schwieg; er bedauerte den Freund, der sich einem leichtfertigen Leben hingab, und nahm sich vor, ihm am nächsten Morgen die Moral zu lesen. Pünktlich um zehn Uhr gingen die beiden Gatten zu Bette. Gertrud hatte eine religiöse Erziehung genossen; sie betete halblaut und schlief ein. Franz wachte noch lange. Es mußte irgend ein Geheimniß das Herz seiner Frau bedrücken, denn an eine völlige Gefühllosigkeit glaubte er immer noch nicht. Sollte sie dich nicht lieben können? fragte er sich. Sollte sie dir nur die Hand gereicht haben, um ihre Zukunft sicher zu stellen? Er irrte durch das uferlose Meer der Vermuthungen, während Gertrud ruhig schlief. Wie reizend nahm sich das Köpfchen der jungen Mutter auf dem blendend weißen Kissen aus. Eine Fülle brauner Locken quoll unter dem feinen Nachthäubchen hervor und ergoß sich wie spielende Schatten über den Alabaster des Busens. Die zarten Hände hatten sich zum Gebete verschlungen. An dem Finger der linken Hand erglänzte der Trauring. Neben der Mutter lag die liebliche Marie, lächelnd im Traume. Das war ein holder Engel, ein reines, schuldloses Wesen.

Franz entschlief endlich. Als er am nächsten Morgen erwachte, hatte Gertrud schon das Frühstück bereitet. Marie, völlig angekleidet, spielte in dem erwähnten Zimmer.

Die Hausfrau hatte ihre Pflichten mit einer untadelhaften Sorgfalt erfüllt. Wie beschämt dankte sie auf den Morgengruß des Gatten. Aber dann trat ihre gewöhnliche Schweigsamkeit wieder ein.

Der Kassier hatte seine Toilette gemacht, sah nach der Uhr und wollte sich in sein Comptoir begeben. Zuvor jedoch nahm er sein Töchterlein noch einmal auf den Arm und herzte und küßte es.

Da ward die Glocke an der Saalthür gezogen.

— Oeffne, Gertrud; ich vermuthe, Anselm Diek stattet uns einen Besuch ab.

Die junge Frau ging und öffnete. Franz, sein Kind auf dem Arme tragend, stand in der Mitte des Zimmers. Ein Polizei-Commissär und ein Polizeidiener traten ein. Gertrud, bleich vor Schrecken, folgte den Männern.

— Sie sind Herr Wiemann, der Kassier des Hauses Roland und Diek? fragte der Mann des Gesetzes, ohne zu grüßen.

— Ja, mein Herr! antwortete Franz, zwar befremdet, aber nicht bestürzt.

— Sie haben vorgestern durch das Bankhaus G. einen Wechsel über tausend Thaler diskontiren lassen?

— Ja!

— Dieser Wechsel hat sich als falsch erwiesen.

— Mein Herr! Mein Herr! rief Franz erbleichend.

Das Kind umschlang mit seinen kleinen Armen den Hals des Vaters, als ob es sich vor den forschenden Blicken des Beamten fürchtete.

— Ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes!

Gertrud stieß einen lauten Schreckensschrei aus. Der Kassier, seiner Unschuld sich bewußt, übergab ruhig das Kind der Mutter.

— Dem Gesetze muß ich mich fügen, sagte er dann. Aber ehe ich gehe, nehmen Sie die Erklärung, daß ich den Wechsel für Anselm Diek, den Sohn eines meiner Chefs, verwechselt habe. Ich war nur der Bote. Mir, dem Kassier ist es entgangen, daß der Wechsel falsch war. Hätte ich es bemerkt, ich würde mich wahrlich der Sendung nicht unterzogen haben.

— Ihre Rechtfertigung, mein Herr, gehört vor die Schranken des Criminalgerichtes; ich habe nur meine Pflicht zu erfüllen. Wo ist das Geld, das Ihnen von dem Banquier für das Papier gezahlt ward?

— Hier! hier! Ich habe es bereits zu mir gesteckt, um es dem jungen Diek zu übergeben.

Franz zog sein Taschenbuch hervor und übergab dem Commissär die Banknoten.

— Siebenhundert Thaler! murmelte dieser.

— Dreihundert Thaler befinden sich bereits in den Händen dessen, der mir den Wechsel übergeben hat.

— Folgen Sie mir!

Gertrud zuckte heftig zusammen. Franz trat zu ihr und sagte:

— Lebe wohl, liebe Frau; sorge für unser Kind. Noch heute werde ich gerechtfertigt zu dir zurückkehren. Ist das Papier falsch, woran ich übrigens zweifle, so wird der Fälscher leicht zu ermitteln sein.

Die junge Frau war todtbleich geworden.

— Mußt du als ein Gefangener das Haus verlassen? fragte sie bebender Stimme.

— Ich muß dem Gesetze gehorchen.

— Franz, flüsterte sie, weißt du wirklich nicht um die Sache?

— Gertrud, du vor allen Andern solltest von meiner Unschuld überzeugt sein, und du zweifelst? Erröthe über dein Mißtrauen, wenn ich gerechtfertigt zu dir zurückkehre.

In einer unbeschreiblichen Bewegung küßte er sein Kind, seine Thränen flossen. Dann riß er sich gewaltsam los und folgte den Polizeioffizianten. Nicht die Furcht vor Strafe peinigte ihn, nicht der schmähliche Verdacht, den die kalten Geschäftsleute auf ihn geworfen, drückte ihn nieder — das Mißtrauen, das seine Frau geäußert, zerriß ihm das Herz. Wie zerschmettert saß er in dem Wagen, der ihn nach dem Polizeigefängnisse brachte.

Gertrud hatte lange stumm und regungslos neben

ihrem weinenden Kinde am Boden gesessen. Plötzlich raffte sie sich auf, vollendete hastig und mit zitternden Händen ihre einfache Toilette und rief eine alte Nachbarin, deren Obhut sie das Kind und die Wohnung übergab.

— Vielleicht bleibe ich lange aus, sagte sie in kalter Ruhe; kümmern Sie sich nicht, liebe Frau, und wachen Sie über mein Kind. Ich werde es Ihnen reichlich belohnen.

Sie verließ das Zimmer und das Haus. Ein schwerer Nebel lag in den Straßen Hamburgs. Es schlug halb neun Uhr auf den Thürmen. Das Trottoir war angefüllt mit geschäftigen Menschen. Auf dem Fahrwege rasselten Omnibus, Fiaker und schwer beladene Lastwagen. Der riesige Geschäftskörper, Hamburg genannt, das deutsche London, hatte sein Werkeltagsleben, eine neue Woche, begonnen. Gertrud, die bescheiden gekleidete, aber reizende junge Frau, brach sich Bahn durch den Strom der Menge, der ihr entgegenfluthete. Sie erreichte bald das Haus, über dessen Thür die Firma „Roland und Diek" sich zeigte. Bekannt mit der Oertlichkeit, eilte sie über die Hausflur und trat in das Kabinet des Handelsherrn. Daniel, der alte Hausdiener, befand sich allein darin.

— Wo ist Herr Roland?

Der alte Mann sah die Frau des Kassiers mitleidig an.

— Sie kommen in einer traurigen Angelegenheit!

murmelte er. Ach, Madame, ich beklage Sie von Herzen.

— Mein Gott, wissen Sie es denn schon?

— Ich weiß Alles, ich weiß Alles! Das ganze Haus ist schon seit dem frühen Morgen in Bewegung, und Herr Roland geht aus einem Zimmer in das andere. So eben hat ein Polizeiofficiant die Kassenschlüssel gebracht, die man Ihrem armen Manne abgenommen hat. Der Herr befindet sich jetzt in der Kasse.

— Ist Herr Anselm Diek dort?

— Ach, wollte Gott, der junge Mann hätte sich eingefunden! seufzte der alte Diener. Arme, arme Madame Wiemann!

— Daniel, halten Sie wirklich meinen Mann für schuldig? fragte Gertrud mit der Ruhe, die man an ihr kannte.

— Ich weiß nicht, was ich von der traurigen Geschichte denken soll. Wenn Herr Anselm eingesteht, den Wechsel übergeben zu haben, so ist ja Alles gut. Fragen Sie mich nicht weiter, ich kann nichts sagen, weil ich nichts weiß. Dort kommt Herr Roland!

Der Handelsherr trat ein. Fragend mit seinen düstern Blicken blieb' er an der Thür stehen. Keine Muskel seines hageren Gesichts zuckte. In der dürren Hand hielt er die der armen Frau wohl bekannten Kassenschlüssel. Als Gertrud zögerte, den Grund ihres Kommens anzugeben, ent-

ließ Herr Roland den alten Diener, der sich seufzend entfernte.

— Man hat meinen Mann diesen Morgen verhaftet, Herr Roland.

— Und das mit Recht, liebe Frau. Ein Betrüger, ein Fälscher muß für die ganze Zeit seines Lebens ungefährlich gemacht werden, antwortete der Handelsherr in einem Tone, der mehr, als die Worte selbst, seine Hartherzigkeit bekundete. Sie wissen, daß ich Ihrem Franz ein Wohlthäter gewesen bin, daß ich ihm, dem noch so jungen Manne, meine Kasse anvertraut habe — diesen Umständen gegenüber erscheint sein Betrug in einem um so trüberen Lichte. Franz besaß mein ganzes Vertrauen, dies wußte der Banquier, der ihm Tausende übergeben haben würde.

Gertrud erzählte kurz, was sie von der Sache wußte, und forderte, daß man in ihrem Beisein Anselm Diek fragen solle, der gestern Nachmittag unzweifelhaft ihren Mann in der Absicht gesucht habe, das Geld in Empfang zu nehmen.

— Anselm hat Ihren Mann gesucht? fragte Herr Roland noch einmal.

— Ja.

— Wann?

— Gestern Nachmittag vier Uhr.

— Wo?

— In unserer Wohnung.

— Und Franz?

— Machte eben seinen gewöhnlichen Spaziergang. Herr Anselm äußerte, er würde den Freund diesen Morgen in dem Comptoir sprechen.

In diesem Augenblicke trat Herr Dick, der Vater ein. Der sonst so heitere Mann war ängstlich bewegt.

— Ich habe Ihren Brief diesen Morgen erhalten, sagte er. Mein Gott, was ist das für eine traurige Geschichte! Der eigene Kassier hat unsere Unterschriften gefälscht. Sehen wir nach, ob nicht noch andere Betrügereien verübt sind.

— Die Kasse ist in Ordnung; es fehlt nichts. Ein Glück, daß ich den Banquier gestern gesprochen habe, der des Wechsels und der ihm verdächtig scheinenden Unterschrift erwähnte. Ich ließ mir das Papier vorlegen, von dem ich nichts wußte, und das Falsum war sofort entdeckt. Der Kassier ist bereits verhaftet; auch hat man den größten Theil des Geldes in seiner Tasche vorgefunden — dreihundert Thaler hat er bereits zu seinem Vortheile verwendet.

— Wer ist diese junge Dame? fragte Herr Dick.

— Die Gattin des Falsarius, antwortete Herr Roland. Sie behauptet, daß ihr Mann das Papier von Ihrem Sohne erhalten und aus Gefälligkeit verwerthet habe.

— Von meinem Anselm?

— Ja, mein Herr! rief Gertrud. Und ich fordere, daß man ihn sofort befrage.

Herr Diek stand auf und flüsterte seinem Compagnon in das Ohr:

— Anselm ist seit vorgestern nicht gesehen worden. Sein Ausbleiben beunruhigt mich.

Roland sagte kalt und kurz zu der jungen Frau:

— Man wird den jungen Herrn Diek befragen, verlassen Sie sich darauf. Also gestern Nachmittag vier Uhr war er in Ihrer Wohnung?

— Ja, mein Herr.

— Die Untersuchungsbehörde wird Sie benachrichtigen lassen.

Mit diesen Worten war Gertrud entlassen. Kaum hatte sie sich entfernt, als Roland fragte:

— Ihr Anselm ist seit vorgestern nicht zu Hause gewesen?

— Nein.

— Diese Frau sagte, sie habe ihn gestern bei sich gesehen. Vergessen wir das nicht. Mir scheint, es können diese Worte von Wichtigkeit für uns werden. Daß jene Frau darauf besteht, Ihren Sohn zu befragen . . . die Sache kommt mir verdächtig vor. Nun, wir werden bald Aufschluß erhalten, die Behörde ist bereits thätig. Franz,

der mir Dank schuldet, hat mich schmählich betrogen. Ich habe Sie, mein lieber Freund, rufen lassen, weil ich heute zum ersten Male Ihrer Thätigkeit bedarf. Es ist, nach dem Betruge, eine genaue Geschäftsrevision nöthig. Helfen Sie, arbeiten Sie diesen Morgen mit mir.

Während die beiden Compagnons mit der Revision beginnen, begleiten wir Gertrud, die Herr Roland mit der trostlosen Aussicht auf eine Benachrichtigung seitens der Untersuchungsbehörde entlassen hatte.

II.

Die Gattin des verhafteten Kassiers ging zuerst nach ihrer Wohnung zurück. Ihr Gesicht war kalt und unbeweglich, nichts verrieth den erschütternden Schlag, der sie getroffen hatte. Es stand nicht allein die Quelle auf dem Spiele, aus der ihre Subsistenzmittel geflossen, sondern auch die Ehre des Mannes, an den sie für die Zeit ihres Lebens gefesselt war. Jede andere Frau, vorzüglich wenn sie den Gatten liebte, würde selbst in dem Falle niedergebeugt gewesen sein, daß der Angeklagte unschuldig im Gefängnisse schmachtete. Gertrud betrat ruhig das kleine freundliche Zimmer und wollte sich auskleiden, um der Wirthschaft obzuliegen, als ein Bote erschien, der sie zu Franz in das Gefängniß beschied.

— Ich werde kommen, gab sie kalt zur Antwort.

Sie untersuchte ihre Kasse, die nahe an hundert Thaler enthielt, dann ging sie. Welch ein schwerer Gang für eine junge Frau, der zum Gefängnisse des Gatten! Gertrud ging ruhig nach dem Polizeigebäude und ließ sich ruhig von dem Schließer in das Gefängniß führen, das zur Untersuchungshaft bestimmt war. Franz befand sich in einem Saale zwischen angeklagten Verbrechern mancherlei Art. Entsetzliche Gesichter bewegten sich in diesem dunstigen Raume. Diebe, Vagabunden, Betrüger, vielleicht auch Mörder waren hier beisammen. Wie nahm sich die schlichte, anständige Gestalt des Kassiers in einer solchen Umgebung aus! Jedes Glied dieser Gesellschaft, die einige dreißig Personen stark war, unterhielt sich je nach seinem Charakter. Einige führten heitere Gespräche, andere saßen sinnend auf ihrem Lager, wieder andere gingen schweigend auf und nieder. Jeder der Köpfe war eine Studie für den Psychologen. Gertrud trat durch die Thür in einen Raum, den ein hohes Eisengitter von dem Saale schied. Die ganze Welt der Verbrecher lag vor ihr. Mehrere Gestalten, schmutzig und gemein, näherten sich neugierig dem Gitter, als sie die junge Frau erblickten. Der Schließer rief laut den Namen des Kassiers, Franz erschien. Bewegt streckte er beide Hände durch die Eisenstäbe und drückte innig die seiner Gattin.

— Gertrud, Gertrud, hättest du doch meine Marie

mitgebracht! rief er schluchzend. Ich bedarf des Trostes in dieser schrecklichen Umgebung. Ach, verzeihe mir, daß ich Dich an diesen Ort bescheiden mußte, der uns Beiden ewig hätte fremd bleiben sollen!

Die Hände der jungen Frau zitterten heftig.

— Franz, fragte sie, was hast du mir zu sagen?

— Nicht viel, denn du darfst nur einige Minuten bleiben, und was ich dir sage, muß der Schließer hören. Gehe zu Herrn Roland.

— Ich bin schon dort gewesen; er weiß Alles. Die Behörde würde mich benachrichtigen, sagte er.

— Gehe zu Herrn Dick! fuhr Franz dringend fort.

— Er befand sich bei Herrn Roland, als ich in dem Comptoir war. Der Mann verschmähete es, sich in das Gespräch zu mischen. Man will Anselm fragen, sobald er kommt. Und wenn er nun leugnet? fragte Gertrud. Wenn er die Sache nicht auf sich nehmen will?

Franz ward noch bleicher, als er bereits war.

— Ich bedarf eines Rechtsanwalts! murmelte er. Meine Vertheidigung muß in geschickte Hände gelegt werden, sonst bin ich verloren. Der Schlag ist, wie mir scheint, vorbereitet. Großer Gott, wen habe ich denn beleidigt? Soll ich einem Begünstigten weichen — warum hat man mich entlassen?

Der arme Mann bedeckte sein bleiches Gesicht mit beiden Händen. Sein ganzer Körper bebte wie im Krampfe.

— Gertrud, fuhr er plötzlich auf, der Himmel sendet mir einen Gedanken! Gott möge mir verzeihen, daß ich zu solchen Mitteln greife; aber ich kann nicht anders. Meine Zukunft, meine Ehre, das Glück meiner Familie — Alles steht ja auf dem Spiele. Ich weiß, daß Paul Roland, der Sohn meines früheren Prinzipals, ein tüchtiger Sachwalter ist. Gehe auf der Stelle zu ihm!

Gertrud schüttelte schmerzlich ihr reizendes Köpfchen.

— Sollte der Advocat Roland gegen den Sohn des Compagnons seines Vaters auftreten? fragte sie.

— Er wird es, denn er ist Anselm's erbittertster Feind. Die Wahrheit muß an den Tag, es koste, was es wolle. Versuche es; weist er dich ab, so findest du schon einen Andern. Geh' nur, bringe mir Nachricht! Säume nicht, liebe Frau, jede Stunde wird mir hier zur Ewigkeit! Küsse mein liebes, liebes Kind, meine Marie!

— Ich gehe! sagte Gertrud entschieden. Bald siehst du mich wieder.

Sie trennten sich. Franz schwankte nach seinem Strohsacke, auf dem er niedersank. Gertrud suchte die Wohnung des Advokaten auf, die sie bald fand. An der Thür eines eleganten Hauses standen auf einem glänzenden Messingschilde die Worte: „Paul Roland, Advocat und Notar.“

Ein Diener öffnete auf das gegebene Klingelzeichen. Der Rechtsanwalt war zu Hause und ließ die Klientin sogleich eintreten.

Paul Roland war ein Mann von 30 Jahren. Seine Gestalt und seine Bewegungen waren denen des Vaters ähnlich; aber sein Gesicht, wenn auch nicht schön, hatte interessante Züge. Ein kohlenschwarzes, volles Haar bedeckte seinen etwas kleinen Kopf. Das Oval seines Gesichts rahmte ein starker Bart ein. Sein braunes intelligentes Auge blickte durch eine feine Goldbrille. Obwohl er sich in seinem Bureau bei der Arbeit befand, so hatte er dennoch eine sorgfältige Toilette gemacht. Noch ist die Bemerkung nöthig, daß Paul Roland unverheirathet war. Seine Praxis hielt man für bedeutend.

Der Rechtsanwalt war erstaunt über den Fall, den er jetzt aus dem Munde der jungen Frau erfuhr.

— Franz Wiemann, der ehrliche Kassier, sollte eine Wechselfälschung verübt haben? rief er aus. Ich glaube nicht daran.

Gertrud erzählte den Schluß der traurigen Geschichte.

— Ach, das ändert die Sache, murmelte Paul Roland. Herr Anselm Diek also hat den Wechsel zum Incasso übergeben. Leugnet er?

— Bis jetzt hat man ihn nicht auffinden können. Er wird sich aber wohl wieder einstellen, wenn jene dreihun-

dert Thaler ausgegeben sind, die er von meinem Manne empfangen hat, meinte Gertrud.

— So wird man ihn suchen und fragen, Madame! Ich kenne meinen Vater, er wird empört über das Betragen dessen sein, von dem er Dankbarkeit erwartet. Sein strenger Sinn wird so lange an die Schuld glauben, als die Unschuld nicht erwiesen ist. Vielleicht hätte er nicht sofort durch die Behörden einschreiten lassen sollen; aber es ist dies ein Beweis seiner strengen Rechtlichkeit; wer immer der Schuldige sein mag, der Sohn seines Compagnons oder sein Buchhalter, die Strafe muß ihn treffen. Ich bin Rechtsanwalt und diene der bürgerlichen Gesellschaft. — Sie, Madame reclamiren zuerst meine Hilfe — ich stehe Ihnen zu Diensten und übernehme die Vertheidigung des Kassiers meines Vaters.

Die Augen der jungen Frau glänzten vor Freude.

— Mein Herr, sagte sie, ich bitte dringend, die Sache zu beschleunigen, denn mein armer Mann befindet sich in einer schrecklichen Umgebung. Er setzte so großes Vertrauen in Sie, daß er sich einigermaßen beruhigen wird, wenn er ihre Bereitwilligkeit erfährt.

— Versichern Sie ihm, daß ich Alles aufbieten werde, das Dunkel aufzuhellen. Uebrigens werde ich ihn heute noch in dem Gefängnisse sprechen.

Nachdem er die Angaben der jungen Frau notirt, ent-

ließ er sie. Er begleitete sie artig aus dem Zimmer bis auf den Vorsaal. Hier fragte Gertrud noch einmal, als ob sie dem Drange dazu nicht widerstehen könne:

— Herr Advocat, Sie kennen meinen Mann?

— Wir waren ja Schulgenossen!

— Und Sie glauben nicht an eine so gräßliche Verirrung?

— Der Vertheidiger hält seinen Klienten stets für unschuldig. Verlassen Sie sich auf meine angestrengteste Thätigkeit. Ich werde mich freuen, meinem Vater darthun zu können, daß er keinem Unwürdigen Wohlthaten erwiesen hat.

Gertrud eilte nach dem Gefängnisse. Die Nachricht, der Advocat habe die Vertheidigung übernommen, beruhigte den Gefangenen.

— Vertraue, vertraue! flüsterte er unter Thränen durch die Stäbe des Gitters. Der Himmel sendet uns eine schwere Prüfung, aber sie wird vorübergehen. Daß der Sohn dessen, der mich angeklagt, mich vertheidigt, ist ein gutes Zeichen. Vielleicht bedarf es der Vertheidigung nicht, vielleicht sehe ich heute noch dich und mein liebes Kind wieder!

Der Schließer kürzte durch seine Dazwischenkunft das Gespräch ab. Franz bemerkte, wie seine Gattin einen kalten Blick auf ihn warf und sich dann entfernte. Starr sah

er noch lange nach der Thür, die sich hinter ihr schloß. Er liebte das schöne Weib noch wie am Tage der Trauung; er fühlte selbst in diesen verhängnißvollen Stunden, daß er die Mutter seines Kindes noch mehr liebe, als die reizende Braut. Das liebliche blonde Kind war ein neues Band, das seine Ehe umschlang. Der arme Gefangene riß sich gewaltsam von diesen Gedanken los. Andere trübere bestürmten seine bekümmerte Seele. Welche Stellung würde er seinem Prinzipale gegenüber einnehmen, wenn der auf ihn gewälzte Verdacht grundlos befunden? Nach seiner Meinung könnte nur ein Mann Kassier sein, der volles, unbedingtes Vertrauen besaß. Herr Roland pflegte zwar Alles rasch und energisch anzugreifen, und die sofortige Verhaftung ließ sich dadurch erklären — aber konnte das frühere Verhältniß wieder eintreten? Konnte er nach einem so schmählichen Mißtrauen Kassier bleiben? Er zweifelte nicht daran, daß eine große Veränderung bevorstand, und bauete er auch auf seine Tüchtigkeit als Arbeiter, so fürchtete er doch, daß sein guter Ruf durch die Verhaftung beeinträchtigt sei. — Er befand sich unter dem Auswurfe der Menschheit! Ein tiefer Groll erfüllte ihn gegen die Urheber seiner Lage. Dann wieder hoffte er, daß Anselm Diek, von Freundschaft getrieben, ihn befreien werde — armer Franz, du bauest auf die Freundschaft der Menschen, du wähnst, daß man geleisteter Dienste eingedenk sei!

Der Schließer brachte ein Bett, das Gertrud geschickt hatte.

— Wie sie für mich sorgt! flüsterte Franz vor sich hin. Daran hätte ich nicht gedacht.

Gegen Abend erschien der Advocat. Franz empfing ihn mit einer unbeschreiblichen Freude. Der Anwalt hatte die Erlaubniß erwirkt, daß er den Gefangenen in einem besonderen Zimmer sprechen konnte.

— Paul, Paul, was sagst du von dem Geschicke, das mich betroffen?

— Es ist traurig! murmelte der Advocat.

— Weißt bu auch Alles, mein lieber Freund?

— Alles. Ich habe meinen Vater gesprochen.

— Und Anselm Diek?

— Man hat polizeiliche Untersuchungen angestellt; er bleibt verschwunden.

— Großer Gott! Großer Gott!

— Die Eltern sind in Verzweiflung. Die letzte Spur von ihm ist der Besuch in deiner Wohnung — man hat ihn das Haus betreten, aber nicht wieder verlassen gesehen. Das ist ein Umstand, der mir die Beschleunigung der Sache sehr erschwert. Zunächst kommt es darauf an, den Mann zu ermitteln, von dem du das verhängnißvolle Papier empfangen hast. Die Polizei ist thätig; ich habe bereits die Verhaftung Anselm's beantragt.

Franz schilderte sein Verhältniß zu dem jungen Diek, erzählte die Dienste, die er ihm geleistet, und beklagte sich laut über Undank und Verrath. Und wahrlich, sein ehrliches Herz hatte eine solche Bosheit nicht für möglich gehalten. Der Advocat wiegte nachdenkend den Kopf, dann sagte er mit einem Anfluge von Bitterkeit:

— Herr Anselm Diek ist nie mein Freund gewesen, ich spreche es offen aus, und wenn ich jetzt alles aufbiete, um ihn der verdienten Strafe zu überliefern, so erfülle ich nicht nur die Pflichten des Rechtsanwalts, sondern folge auch einem gewissen Gefühle, das diese Schandthat noch steigert. Sein Verschwinden beweist, daß er nach einem wohlberechneten Plane handelt. Warum hat er sich zuletzt an der Thür des Hauses gezeigt, das du bewohnst? Es sollte mich nicht wundern, wenn man einen noch schwereren Verdacht auf dein Haupt wälzte.

Der arme Franz zitterte am ganzen Körper, als er die Frage stammelte:

— Welchen Verdacht meinst du, Paul?

— Nichts, nichts, Freund! Mögen sie anrücken, ich werde mit scharfen Waffen kämpfen. Das Gericht kann nur verurtheilen, wenn Beweise vorliegen, und diese zu schaffen, wird der feinsten Raffinerie nicht gelingen. Ich suche eine Ehre darin, dich zu vertheidigen.

— Paul, Paul, um Gotteswillen, sage mir Alles!

Du sprichst von Verdacht, Beweisen . . . laß mich nicht in einer so gräßlichen Ungewißheit zurück — es ist besser, ich sehe das Schwert, das über meinem Haupte schwebt — Paul, was vermuthest du noch?

— Ich habe dich nicht gefragt, ob du das Schicksal des Mannes kennst, der dir das Papier übergeben hat.

Der Kassier brach fast zusammen. Jetzt begriff er die Andeutungen seines Rechtsanwalts.

— Man legt mir also das Verschwinden Anselm's zur Last! murmelte er, wie vernichtet, vor sich hin. Ich soll also ein Betrüger und ein Mörder sein!

Er bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht und begann bitterlich zu weinen. Meine arme Frau, mein armes Kind! schluchzte er.

Der Advocat legte seine Hand auf die Achsel des Tiefgebeugten.

— Höre mich an, mein Freund, sagte er mitleidig. Es ist mir wahrlich schwer gefallen, dir Alles mitzutheilen, aber es mußte geschehen, damit ich mit dir conferiren kann. Anselm fehlt seit drei Tagen. Wir verlangen, daß man ihn wegen des Wechsels befrage, und unsere Gegner fordern, daß man dich wegen Anselm's befrage. Dies ist der Stand der Angelegenheit. Aber fasse Muth, wir werden das Dunkel schon aufhellen und den Verfertiger des Papiers zur Strafe ziehen.

Franz richtete sein Haupt hoch empor.

— Ja, rief er, es giebt einen Gott im Himmel, der die Unschuld nicht verlassen wird. Der erste Schlag hat mich nicht zu Boden geschmettert, ich werde nun alle anderen ertragen können. Freund, es kann ja nicht schwer sein, einen schuldlosen Mann zu vertheidigen — und du bist der erste Jurist unserer Stadt!

— Verzage nicht, ich werde meine Schuldigkeit zu thun wissen!

Nach einer kurzen Berathung trennten sich die Freunde. Franz kehrte in sein Gefängniß zurück; Paul suchte das Haus seines Vaters auf.

III.

Der Prozeß gegen den Kassier des Hauses „Roland und Dick“ machte großes Aufsehen. Da die strenge Rechtlichkeit des Chefs und nicht minder sein Vermögen bekannt war, so erklärte sich die öffentliche Meinung gegen den armen Franz Wiemann, dessen Vergehen man um so verabscheuungswürdiger fand, als er sich der Wohlthaten Rolands zu erfreuen gehabt hatte. Undankbarkeit ist das schwärzeste Laster, und diese schrieb man dem Kassier zu. Den armen Dick, den gutmüthigen und lebensfrohen Holländer, beklagte die ganze Stadt. Die Welt glaubt stets das Schlechteste, und demnach war die Meinung über das

Verschwinden des jungen Mannes, den die Fama als einen Inbegriff aller Tugenden schilderte, nicht getheilt. Franz, der stille und thätige Franz, galt für ein Ungeheuer in Menschengestalt, und seine Gattin, die kalte und stolze Schönheit, hielt man für eine würdige Genossin dieses Teufels. Gertrud hatte zwei Verhöre zu bestehen gehabt; in diesen hatte sie mit der ihr eigenen Ruhe und Sicherheit ausgesagt, was sie wußte. Da kein Grund zur Verhaftung vorlag, ließ man sie auf freiem Fuße. Daß der Advocat Roland die Vertheidigung dessen übernommen, der an seinem Vater so infam gehandelt hatte, war ein Beweis von der Ehrenhaftigkeit des Vaters und des Sohnes.

— Die Heiligkeit des Wechsels ist verletzt! rief der Kaufmann. Roland kann und darf nicht anders handeln. Ein solcher Betrug muß exemplarisch bestraft werden.

— Es ist gräßlich! murmelten die Philantropen, und dieser giebt es im Norden Deutschlands sehr viel. — Elender tausend Thaler wegen, das Leben eines hoffnungsvollen jungen Mannes zu vernichten, und den braven Eltern einen solchen Schmerz zuzufügen! Gott erbarme sich des gräßlichen Verbrechers!

— Der Fall, wenn er gehörig behandelt wird, gestattet einen tiefen Blick in die menschliche Natur, sagten die Kriminalisten, die sich alle ohne Ausnahme für große Psychologen halten. Aber wir zweifeln, daß der Mord bewiesen

werden kann, man wird den Kassier einfach wegen Wechselverfälschung bestrafen müssen.

— Ob die reizende Frau betheiligt ist? fragten die Stutzer. Auf Ehre, das Weib ist interessant, mag es nun schuldig oder unschuldig sein.

Die Freunde Anselm's trugen dazu bei, die guten Eigenschaften des Verschwundenen in das hellste Licht zu stellen, und Herr Roland gab ihm das Zeugniß eines thätigen und ordnungsliebenden Arbeiters. Die Familie Diek erhielt Beileidsbezeugungen von allen Seiten. Herr Diek hatte seine Munterkeit und Freundlichkeit verloren, und Madame Diek weinte Tag und Nacht. Wie gesagt, die Annalen der Stadt hatten keinen ähnlichen Fall von Abscheulichkeit zu beklagen. Wie raffinirt war der Verbrecher zu Werke gegangen.

Vierzehn Tage waren seit der Verhaftung des Kassiers verflossen; Anselm Diek blieb verschwunden. Man hatte fünfhundert Thaler und nach Befinden noch mehr für den ausgesetzt, der über den Verschwundenen Nachricht zu geben im Stande wäre. Ein junger Mann, der mit Anselm an jenem Sonntage zu Mittag gespeist, hatte ausgesagt, daß er denselben bis vor das Haus des Kassiers begleitet, und sich dann von ihm mit dem Versprechen getrennt habe, daß man sich gegen sieben Uhr im Theater treffen wolle. Dies war die letzte Nachricht. Eine genaue Durchsuchung

des betreffenden Hauses hatte kein Ergebniß gehabt. Gertrud blieb dabei, daß sie Anselm die Treppe hinab geleuchtet habe. Die Magd in Herrn Diek's Hause sagte aus, daß Franz Wiemann, den sie in dem Gefangenen wieder erkenne, um dieselbe Zeit in dem Hause an der Alster gewesen sei, und angelegentlich nach dem jungen Herrn gefragt habe.

— Das ist verdächtig! meinte der Advocat des Herrn Diek.

— Es beweist Nichts! sagte ruhig Paul Roland, der seinen ganzen Scharfsinn entwickelte. Franz Wiemann hat dem Freunde den Rest des Geldes übergeben wollen, da er wegen der Aufbewahrung besorgt gewesen.

— Dem Fälscher mußte daran liegen, daß der junge Mann verschwinde.

— Nein, ihm liegt Alles daran, daß er erscheine. Sein Verschwinden ist das Werk des Zufalls.

Der Rechtsanwalt des Kassiers erließ in den öffentlichen Blättern gleichfalls eine Bekanntmachung, wonach dem, der über Anselm Diek Nachricht bringe, eine Summe von tausend Thalern zugesichert würde. Aber weder bei der Familie noch bei dem Rechtsanwalte liefen Nachrichten ein. Der Prozeß war verwickelt, und deshalb stand das Ende in weiter Aussicht.

Um diese Zeit saß Gertrud eines Tages allein in ihrem

Zimmer; sie war emsig an einer feinen Stickerei beschäftigt, denn sie mußte nun allein für sich und ihr Kind sorgen. Maria, das blühende, blonde Mädchen, der Liebling des eingekerkerten Vaters, spielte singend mit ihrer Puppe. Dieselbe Sauberkeit, die wir bei dem ersten Besuche hier wahrgenommen, finden wir noch vor. Nichts hatte sich verändert, selbst Gertrud war dieselbe geblieben. Ruhig und ernst lag sie der Arbeit ob; kalt und streng überwachte sie das Kind. Ihr Gesicht war ein wenig blaß geworden, aber diese Blässe erhöhte ihre Schönheit.

Da ward die Klingel gezogen. Gertrud ging hinaus und öffnete die Thür des Vorsaales. Paul Roland, der Advocat, trat ein.

— Ich bitte Sie in Geschäftsangelegenheiten um eine Unterredung, Madame, sagte er sehr artig; wenn Sie mir jetzt eine Viertelstunde widmen können . . .

Gertrud führte den Besuch in das Zimmer.

Paul musterte die junge Frau vom Kopfe bis zu den Füßen. Ihr schlichtes, sauberes Thibetkleid schloß eng die schönen Körperformen ein. Das glänzende braune Haar bildete einen schweren Flechtenkranz auf dem Haupte. Der zarte Fuß stack in einem so niedlichen Schuhe, daß man das Füßchen eines Kindes zu sehen glaubte. Ihre kleinen Hände schienen, trotzdem sie fleißig arbeitete, von Wachs geformt zu sein. Ihr Wuchs war schlank, elegant. Alle

diese Vorzüge hatte der Advocat mit einem langen Blicke durch seine Brille erkannt.

Die junge Frau wollte ihre Stickerei bei Seite legen; Paul bat sie, ruhig fortzuarbeiten.

— Die traurige Angelegenheit Ihres Mannes, begann er, ist in ein neues Stadium getreten. Die Fälschung wird als erwiesen betrachtet, da wir das Gegentheil nicht darthun können. Es ist mir unmöglich, den armen Franz vom Zuchthause zu retten.

Gertrud starrte den Advocaten an, das Wort „Zuchthaus" hatte sie aus ihrer Ruhe emporgeschreckt.

— Sie können ihn nicht retten? flüsterte sie.

— Nein.

— Aber er ist doch unschuldig.

— Nicht vor dem Gerichtshofe, der Beweise fordert.

— Hält ihn Ihr Vater für schuldig? fragte sie schüchtern.

— Jetzt kommt es auf die Ansicht meines Vaters nicht mehr an. Der Schuldige befindet sich in den Händen des Gerichts, und der Prozeß geht ungestört seinen Gang. Die Behörde prüft sogar noch weiter; sie sucht das Verbrechen zu entdecken, das muthmaßlich an Anselm Diek begangen ist. Der Verdacht fällt auch mit auf Sie.

Ein bitteres Lächeln umspielte den schönen Mund Gertruds.

— Auf mich? sagte sie kopfschüttelnd.

— Sie erinnern sich, daß man ihn zuletzt in ihrer Wohnung gesehen hat . . .

— Ich leugne nicht, daß er hier gewesen ist; indeß bin ich so gewiß, daß er das Haus verlassen . . .

Auch ich zweifle nicht daran; aber ich kann sie nicht vor einer Untersuchung schützen. Das Gericht nimmt an, daß Sie aus Liebe zu Ihrem Manne . . .

Gertrud zuckte heftig zusammen.

— Was ist Ihnen? fragte Paul.

— Meine Liebe wird mich nie zu einem Verbrechen verleiten können! rief sie aus. Lieber trenne ich mich von dem Manne, der seine Ehre vergißt, und wenn durch diese Trennung mein Herz zerspringen sollte. Hat Franz ein Verbrechen begangen, so hat er sich dessen ohne Wissen schuldig gemacht.

— Das sind Grundsätze, die Sie in den Augen der Welt hoch stellen. Arme Frau, Sie sind der Gegenstand des allgemeinen Mitleidens. Aber verzeihen Sie dem Rechtsanwalte, der, wie der Arzt dem Kranken, Schmerz verursachen muß, wenn er Hilfe leisten will. Ich muß mich nun auf Ihre Vertheidigung vorbereiten. Indem ich Sie vertheidige, vertheidige ich auch Ihren Mann. O, die Sache ist um so trauriger, je mehr sie gegen Sie spricht. Madame, fügte er theilnehmend hinzu, der Rechtsanwalt

hat ernste, schwere Pflichten zu erfüllen; von ihm hängt die Freiheit, der gute Ruf, das Glück und das Leben seiner Klienten ab. Sie haben diese unbezahlbaren Schätze in meine Hand gelegt — glauben Sie mir, ich erkenne ganz die Wichtigkeit des Amtes, das ich übernommen. Jeder Punkt, jeder Umstand, sei er auch noch so unscheinbar, dient mir als Waffe in dem Kampfe gegen das Gesetz und die öffentliche Meinung. Darum verzeihen Sie mir eine Frage.

— Was wollen Sie wissen, mein Herr?

— Man hat mir gesagt, daß Ihre Ehe nicht glücklich sei.

— Wer hat Ihnen das gesagt?

— Franz selbst in einer vertrauten Besprechung.

— Franz selbst! flüsterte sie.

— Erlauben Sie mir, daß ich in meiner Vertheidigung diesen Umstand benütze?

— Dann müßte ich der Ansicht meines Mannes beipflichten.

— Ja!

— Gut! sagte sie entschlossen. Kann dies ihn retten und mich von dem Verdachte eines Mordes befreien, so schildern sie unsere Ehe als eine unglückliche. Sagen Sie dem Gerichte, daß ich meinen Mann nicht genug liebe, um für ihn ein Verbechen zu begehen. Sagen Sie Franz,

daß ich gern in die Scheidung willige, wenn ihm Vortheil daraus erwächst. Das Glück meiner Zukunft ist schon dadurch zertrümmert, daß man meinen Mann als Betrüger in das Zuchthaus schickt.

— Ist das Ihr fester Wille? fragte ruhig der Advocat.

— Ich habe Alles überlegt, es ist mein fester Wille! Hat Franz seine Strafe gebüßt, so wird es ihm schwer werden, für sich allein zu sorgen — der Sorge für seine Frau, mit der er nicht glücklich lebt, werde ich ihn überheben. Ich wiederhole: Es ist dies mein fester Wille.

Mehr wollte der Advocat nicht wissen. Er versicherte, daß sein strenger, aber rechtlich denkender Vater seine Hand nicht von ihr abziehen werde, und daß sie im schlimmsten Falle auf ihn, den Advocaten, zählen könne. Beim Abschied drückte er der reizenden Frau warm die Hand.

— O wie sind Sie zu beklagen! rief er mit einem tiefen Seufzer aus. Sie verdienen ein besseres Geschick.

Gertrud war allein.

— Er lebt nicht glücklich mit mir! flüsterte sie schmerzlich vor sich hin. Und dies theilt er einem Dritten mit, seinem Sachwalter! — Franz, das habe ich nicht um dich verdient.

Sie verhüllte ihr Gesicht und weinte. Nach einigen Minuten trocknete sie die Thränen, ergriff die Stickerei und begann zu arbeiten, bis der Abend anbrach. Nachdem sie

Licht angezündet, kam sie ihren häuslichen Pflichten nach. Die kleine Marie erhielt ihr Nachtessen und ward in das reinliche Bett gebracht, das in der Kammer zwischen denen der Eltern stand.

— Kommt Vater diesen Abend nach Hause? fragte das muntere Kind.

— Nein, nein, er ist noch immer auf Reisen, antwortete die Mutter.

— Ach, er bleibt so lange!

— Bete, mein Kind, bete, daß der Vater bald und glücklich heimkehre; er befindet sich auf einer gefahrvollen Reise.

Marie faltete die zarten Hände und sprach mit ihrer sanften Kinderstimme den Abendsegen, den der Vater sie gelehrt hatte, als noch das Glück in der Familie heimisch war. Lieber Gott, fügte sie hinzu, schicke mir doch den guten Vater bald zurück!

Auch Gertrud stand mit gefalteten Händen neben dem Bette und betete leise.

— Du Vater aller Menschen, flüsterte sie, erhöre das Gebet des unschuldigen Kindes, wenn ich des Glückes unwürdig bin, die Gattin eines unbescholtenen Mannes zu sein! Ich will dulden und leiden, mache nur mein armes Kind glücklich!

— Mutter, warum weinst du denn? fragte Marie.

— Ich sehne mich, wie du, nach dem Vater.

— Dauert denn seine Reise noch lange?

— Wer kann das wissen. Nun schlafe, mein süßes Kind, nun schlafe!

Sie küßte schnell den blühenden Mund Marien's und entfernte sich. Gertrud arbeitete den Abend und die halbe Nacht hindurch. Sie legte die Stickerei endlich bei Seite, nicht weil die Müdigkeit sie übermannte, sondern weil ihr die Augen wie Feuer brannten. Es war drei Uhr, als sie ihr Lager aufsuchte. Der frühe Morgen fand sie wieder bei der Arbeit. Ein Bote des Criminalgerichtes lud sie für den folgenden Tag zum Verhöre vor.

— Ich werde kommen! war die ruhige Antwort.

Der Tag verfloß wie die übrigen. Der Abend und die Nacht vergingen unter Arbeit. Zur bestimmten Stunde erschien die junge Frau vor dem Criminalgericht. Nach dem Verhöre ward sie entlassen, weil der Richter keinen Grund zur Verhaftung erkannte. Ihr war klar geworden, daß man Franz in dem Verdachte halte, er habe Anselm Diek durch ein Verbrechen beseitigt, und sie selbst wisse darum. Sie ging in das Gefängniß, um ihren Mann zu sprechen; der Schließer verweigerte ihr auf höheren Befehl den Zutritt. Traurig kehrte sie in ihre Wohnung zurück, um in der Stille zu arbeiten. Einige Tage später erschien der Advocat; er zeigte ihr an, daß Franz der Wechselfälschung

als überwiesen erachtet und zu zweijähriger Zuchthausstrafe verurtheilt sei. Gertrud hörte die Nachricht mit der ihr eigenen Ruhe an; dann fragte sie:

— Und Sie haben ihn nicht retten können?

— Nein. Der überführenden Beweise liegen so viel vor, daß meine Versuche, sie zu entkräften, erfolglos geblieben sind. Ich habe die Appellation gegen das Erkenntniß angemeldet, aber auch dieser letzte Schritt wird zu keinem Resultate führen.

— Nun wäre also die Sache abgethan?

— Bis auf die Untersuchung in Betreff des jungen Dick; Franz ist noch immer als Mörder desselben verdächtig. Gelingt es auch nicht, ihn dieses Verbrechens zu überführen, so wird doch der Verdacht stets auf ihm lasten, wenn Anselm nicht wieder zum Vorscheine kommt. So stehen die Sachen; aber verzagen Sie nicht, liebe Frau, die Familie Roland wird Sie nicht verlassen. Mein Vater ist ein strenger, aber guter und rechtlicher Mann; er bewilligt Ihnen eine fortlaufende Unterstützung. Es soll dies zugleich der Beweis sein, daß er Sie achtet, und diese Demonstration ist vor der Welt nöthig. O, wäre es mir doch vergönnt gewesen, Ihnen den Mann zu erhalten, den Sie lieben! fügte Paul hinzu, indem er eine Thräne trocknete. Ihr Unglück geht mir tief zu Herzen — so jung noch müssen Sie dem Elend und der Schande anheimfallen!

Ich werde Ihnen meine Schwester senden; Sie bedürfen des Trostes und der Zerstreuung. In unserem Comptoir haben Sie einen herben Verlust erlitten, in unserer Familie sollen Sie Entschädigung dafür finden.

Gertrud verbarg ihr Erstaunen über diese ungewöhnliche Theilnahme.

— Mein Herr, antwortete sie verwirrt, ich habe Pflichten gegen mein Kind zu erfüllen, das außer mir keine Stütze in der Welt hat . . .

— Das liebliche, unschuldige Kind, das Ebenbild der Mutter! rief Paul gerührt. Vergönnen Sie mir, daß ich als Vater für die Erziehung Marien's sorge — mir fällt ein, daß ich ihr Pathe bin. Ich habe hier heilige Pflichten zu erfüllen, Pflichten, welche die Religion gebietet!

Die arme Frau war stumm vor Erstaunen. Als Paul sich längst entfernt hatte, sah sie immer noch die Thränen des Mitleids in seinen Augen, hörte sie immer noch die mit bewegter Stimme gesprochenen Worte des Trostes.

— Warum bethätigt die Familie ihre Theilnahme nicht an dem armen Franz selbst? fragte sie sich. Warum ließ man es so weit kommen? Kann die reichste Unterstützung die Schmach abwaschen, die auf der Familie Wiemann lastet? Großer Gott, meine Marie ist die Tochter eines Fälschers, eines Mannes, auf dem der Verdacht des Mordes lastet. Es muß mehr geschehen, um mein Unglück zu lindern.

Sie holte das Kind aus der Kammer und küßte es unter Thränen.

Denselben Tag erhielt sie eine Einladung von Klara, der Tochter des Herrn Roland.

— Ich werde gehen, ich muß gehen! dachte die arme Frau.

Um die bezeichnete Stunde betrat sie das Haus, in dem Franz so lange gearbeitet hatte. Der alte Diener, der Schließer, begegnete ihr auf der Hausflur. Der Greis reichte ihr betrübt die Hand.

— Wollen Sie zu unserm Herrn, liebe Madame? fragte er mit bewegter Stimme.

— Nein, nein; ich will zu Fräulein Klara.

— Recht, recht so! Das Fräulein ist gut, es kann Etwas für Sie thun. Wie beklage ich Sie, arme Frau!

Gertrud zog den Greis in einen Winkel des Hauses.

— Daniel, flüsterte sie, wir haben uns seit dem schrecklichen Ereignisse noch nicht gesehen; Sie kennen meinen Mann, unter Ihren Augen ist er aufgewachsen.

— Ja wohl, es kennt ihn Niemand besser, als ich!

— Glauben Sie an sein Verbrechen?

— Ich muß ja wohl, wenn alle Welt daran glaubt!

— Großer Gott!

— Herr Roland ist ein ehrlicher, braver Mann; aber er ist doch zu hart gegen den armen Franz verfahren. Das

sage ich, das sagen Alle. Wenn nur Anselm Diek nicht verschwunden wäre.

— Das bleibt mir unerklärlich! flüsterte Gertrud.

— Der arme Vater — er war heute hier; ach, wie hat sich Herr Diek verändert! Wo ist seine frohe Laune geblieben! Ich habe ihn kaum wieder erkannt. Gehen Sie einmal zu ihm, ich rathe Ihnen dazu. Der arme Franz sitzt also im Zuchthause?

— Mein Mann sitzt im Zuchthause! flüsterte sie dumpf vor sich hin.

Der Greis schüttelte den Kopf.

— Wer hätte das gedacht! murmelte er.

— Das ist ein schrecklicher Gedanke! fügte schluchzend die junge Frau hinzu.

— Könnte ich dem armen Franz noch helfen! Unser Haus hat den besten Arbeiter, das beste Gemüth verloren.

Daniel drückte Gertrud theilnehmend die Hand und ging.

— Sollte ich Ihnen einmal nützen können, flüsterte er zurück, so rechnen Sie auf mich!

Die junge Frau stieg langsam die Treppe hinan. Auf dem Corridor erholte sie sich und trocknete ihre Thränen. Dann klopfte sie an das ihr bekannte Wohnzimmer der Familie.

IV.

Die Tochter vom Hause, die sich allein in dem Zimmer befand, empfing Gertrud wie eine liebe Freundin. Dieser Empfang that der armen verlassenen Seele wohl. Klara war zwar um einige Jahre älter, aber Gertrud konnte sie doch als Jugendfreundin, fast als Gespielin betrachten. Man ist in den ernsten Lebensjahren nie mehr geneigt, sich der harmlosen Jugendzeit zu erinnern, als wenn das Unglück seine Hand ausstreckt. Der Mensch liebt es, Vergleiche anzustellen; die Contraste erhöhen seine Freude oder seinen Schmerz. Gertrud gedachte mit Wehmuth der Zeit, in der sie, wenn auch arm, doch sorglos dieses Zimmer als Arbeiterin betreten hatte.

Klara Roland war ein Mädchen von sechsundzwanzig Jahren; man konnte sie häßlich nennen. Das Ebenbild ihres Vaters, hatte ihr Kopf ganz die Form desselben; ihr Haar war dünn und flachsblond, die Stirn eckig und vorstehend, die Nase gedrückt, der Mund etwas breit und das Kinn eckig. Zum Ueberflusse zeigten sich in diesem Antlitze hie und da einige breite Blatternarben. Ueber den Ausdruck des kleinen grauen Auges läßt sich kein Urtheil abgeben, man wußte nicht, sollte man Gutmüthigkeit oder List darin suchen. Klara war als eine ernste, aber gute Jungfrau bekannt, und wenn sich trotz des Vermögens kein

Mann um ihre Hand bewarb, so schrieb man den Grund davon ihrer körperlichen Häßlichkeit zu. Sonst war sie eine tüchtige Hausfrau, welche der Wirthschaft mit Umsicht und Energie vorstand.

— Fräulein Klara, sagte die junge Frau, als beide auf dem Sopha saßen, mich hat ein schweres Unglück heimgesucht!

— Ich weiß Alles! antwortete die Freundin. Aber wie kommt es denn, daß man mich „Fräulein“ und „Sie“ nennt?

Gertrud lächelte unter Thränen, ohne zu antworten.

— Man will mich wohl zwingen, Madame Wiemann zu sagen?

— Nein, nein; aber unsere gegenseitige Stellung . . .

— In unserer Stellung hat sich nichts geändert.

— Klara!

— Das ist recht! Also Gertrud und Klara wie sonst.

Beide drückten sich innig die Hände.

— Ich habe dich zu mir bitten lassen, fuhr die Tochter vom Hause fort, um dir meine Theilnahme an dem Mißgeschicke zu beweisen, das dich betroffen hat. Und dann sollen die Leute wissen, daß du in unserem Hause ein- und ausgehst. Mein Vater ist streng gegen deinen schuldigen Mann gewesen, aber der unschuldigen Frau bleibt er ge-

wogen. Hast du dich denn nun ein wenig in deine Lage gefunden?

— Ach, ich muß ja wohl! seufzte Gertrud.

— Da thust du recht. Sieh', meine liebe Freundin, da es einmal so gekommen ist, will ich dir nur sagen, daß mir Franz nie so recht gefallen hat. Ich habe nicht recht begreifen können, warum ihn mein Vater mit solcher Vorliebe protegirt hat. Hätte ich nicht den Schein der Arglist vermeiden wollen, ich würde dir von der Heirath abgerathen haben. Doch, gleichviel, was geschehen ist, läßt sich nicht mehr ändern. Es handelt sich jetzt um deine Zukunft. Wie mir mein Bruder sagte, ist dein Mann mit zweijähriger Zuchthausstrafe belegt. Daß du nicht zu darben brauchst, ist unsere Sorge; aber was soll geschehen, wenn die Strafzeit vorüber ist, wenn Franz aus dem Zuchthause kommt und seine Frau aufsucht? Hast du daran schon gedacht? Die Sache ist von großer Wichtigkeit, glaube mir. Hätte dich Franz wahrhaft geliebt, so hätte er ein Verbrechen nicht begehen können, das Schimpf und Schmach auf seine Familie häuft. Und dies Verbrechen begeht er, um das Maaß zu füllen, an seinem Wohlthäter! Mein Vater hat einen unvertilgbaren Groll auf den Menschen geworfen.

Gertrud erinnerte sich lebhaft der häuslichen Scenen, welche die ersten Zweifel an Franzens Liebe in ihr erregt; sie erinnerte sich, daß er dem Advocaten gesagt, er sei nicht

glücklich in seiner Ehe gewesen. Nun hörte sie die als verständig bekannte Klara Roland über ihren Mann urtheilen.

— Ach ja, es ist leider so! seufzte sie. Franz hat Beweise gegeben, daß er seine Frau nicht liebt, daß er sie nicht einmal achtet, und das arme Kind!

— Weine nicht, meine liebe Gertrud! Franz verdient deine Thränen nicht. Bleibe gleichgültig, damit wir berathen können, was zu thun ist. Deine Lage ist sehr schwierig. Bedenke nur, daß ein schwerer Verdacht auch auf dir lastet. Wenn du nicht entschieden darthust, daß du das Verbrechen deines Mannes gründlich verabscheuest, so wird dich Jeder, der dich nicht näher kennt, falsch beurtheilen.

— Mein Gott, was soll ich denn thun?

— Ich, an deiner Stelle, würde den Mann aufgeben. Die Scheidung spricht dich nicht allein frei von aller Schuld, sie beweist auch dein Rechtlichkeitsgefühl. Der Geschiedenen wird sich Jeder annehmen, und vorzüglich mein Vater. Und nun denke an dein Kind! Wenn du jetzt entschieden handelst, kannst du dir noch eine glückliche Zukunft schaffen. Mein Bruder sagte mir, nur wenn du geschieden seiest, könne er für den günstigen Ausgang der Untersuchung gegen dich haften. Unter uns gesagt, meine arme Freundin, du stehst ja wie ein verworfenes Geschöpf unter polizeilicher Aufsicht.

Gertrud bebte zusammen.

— Ist das wahr? fragte sie entsetzt.

— Man beobachtet dich heimlich, um aus deinem Betragen Schlüsse zu ziehen. Mein Bruder, der es nicht über sich gewinnen konnte, dir diese Mittheilung selbst zu machen, läßt es dir durch mich sagen. Franz ist nicht mehr zu retten; aber du kannst Alles von dir abwälzen, du allein.

Das Gespräch ward durch den Eintritt der Madame Roland unterbrochen. Die Gattin des Kaufherrn, eine ernste, gemessene Erscheinung, zählte fünfzig Jahre. Sie war einfach, aber mit großer Sauberkeit gekleidet. Die Welt hielt sie für exemplarisch fromm, denn man sah sie mit ihrer Tochter Klara jeden Sonntag in der Kirche und ihr Name prangte auf allen Listen, die zu wohlthätigen Zwecken in der Stadt circulirten. Theater und Bälle waren ihr ein Gräuel; aber sie erkannte mit dankbarem Gemüthe die Gnade des Himmels an, welche die Arbeitsamkeit ihres Mannes so reichlich segnete. Gertrud, die verwaiste Näherin, hatte sich früher ihrer frommen Fürsorge zu erfreuen gehabt.

Die junge Frau erhob sich, und küßte ihrer Wohlthäterin die Hand.

— Du hier? fragte Madame Roland überrascht.

Gertrud war so bestürzt, daß sie nicht antworten konnte. Klare kam ihr freundlich zu Hilfe.

— Verzeihung, liebe Mutter, ich habe mir den Besuch der Freundin erbeten, um sie zu trösten. Sie wissen es ja, ihre Lage ist wirklich sehr beklagenswerth. Die Leute ziehen sich von ihr zurück . . .

Madame Roland sagte in einem milden Tone:

— Gott verzeihet allen Sündern, wenn sie bereuen; den Verstockten trifft seine Strafe, und Franz bereuet nicht. Es sei fern von mir, den Stein auf dich werfen zu wollen; aber ich gebe dir den Spruch unserer heiligen Religion zu bedenken: Gott wird die Sünden der Väter heimsuchen bis in das dritte und vierte Glied!

Die fromme Dame seufzte und ging, als ob sie den Anblick der Frau nicht ertragen könne, die durch die Bande der Ehe an einen Verbrecher gefesselt war. Ihre Worte übten eine furchtbare Wirkung auf die arme Gertrud aus. Von dieser Seite hatte sie die Sache noch nicht betrachtet.

— Ich will nun gehen! flüsterte sie.

— Wohin?

— Zu meinem Kinde.

— Fasse einen raschen Entschluß, liebe Freundin!

— Gott wird mich erleuchten!

— Und wann sehen wir uns wieder?

— Sobald deine Mutter, meine Wohlthäterin, mit mir ausgesöhnt ist. Sie ist eine fromme und kluge Frau.

— Du findest bei uns ein Asyl! rief Klara freudig.

Sie trennten sich. Eine Viertelstunde später betrat Gertrud ihr Stübchen. Marie befand sich unter der Obhut der alten Nachbarin; die junge Frau war allein. Der Ausspruch der Gattin Roland's lastete mit furchtbarer Schwere auf ihrem Herzen; noch klangen die mit sanfter Stimme gesprochenen Worte vor ihren Ohren: „Gott wird die Sünden der Väter heimsuchen bis in das dritte und vierte Glied," als die Glocke an der Saalthür gezogen ward. Gertrud erschrack wie eine Sünderin. Bebend öffnete sie die Thür. Ein bleiches und abgehärmtes junges Mädchen stand an der Schwelle; sie trug einfache, fast ärmliche Trauerkleider. Man sah es dem kleinen schwarzen Hute und dem dünnen Mäntelchen an, daß sie früher eine andere Farbe, vielleicht die rosige Farbe der Freude gehabt.

— Wen suchen Sie? fragte Gertrud.

— Madame Wiemann soll hier wohnen, antwortete eine zarte, zitternde Stimme.

— Ganz recht.

— Sind Sie vielleicht . . .?

— Ja!

Dieses „Ja" kam wie ein ersterbender Hauch über Gertrud's Lippen. Noch nie war es ihr so schwer angekommen, sich die Gattin des eingekerkerten Verbrechers zu nennen, als in diesem Augenblicke und diesem trauernden, unbekannten Mädchen gegenüber.

— Verzeihung, Madame, ich möchte einige Worte mit Ihnen sprechen.

— Folgen Sie mir in mein Zimmer.

Beide traten ein. Gertrud erschrack vor dem geisterbleichen Aussehen des vielleicht zwanzigjährigen Mädchens, als das helle Licht in das Gesicht desselben fiel. Aber was für ein Gefühl bedeckte diese Blässe! Wie reizend mußte es gewesen sein, als die Frische der Gesundheit es belebte, da jetzt noch eine so rührende Anmuth, eine ergreifende Schönheit sich darin ausdrückte. Das war nicht Krankheit des Körpers, welche die Rosen der Wangen gebleicht, das war ein tief in die Seele schneidender Kummer, der alle Lebensgeister in Fesseln schlug.

— Wer giebt mir die Ehre? fragte die Bewohnerin des Zimmers.

— Mein Name ist Louise Engel.

Gertrud konnte sich nicht erinnern, diesen Namen je gehört zu haben.

— Und was führt Sie zu mir?

Louise sah in das ruhige, fast ausdruckslose Gesicht der jungen Frau; wie erschreckt senkte sie plötzlich die Blicke zu Boden, und eine große Angst schien sich ihrer zu bemächtigen. Die kleine Hand spielte zitternd mit der Bandschleife der schwarzen Schürze, die ein abgetragenes Kleid von derselben Farbe bedeckte. Große Thränen stürzten sich

wie Kristalltropfen unter den gesenkten Augenwimpern hervor.

— Verzeihung, ich will wieder gehen! flüsterte Louise.

Gertrud versuchte zu lächeln, obgleich ihr der Gedanke, sie müsse als eine des Mordes verdächtige Person Furcht einflößen, die Brust fast zersprengte. Wie unglücklich kam sie sich dieser Leidenden gegenüber vor. Zwar war ihr Gewissen rein, aber die Macht der äußeren Verhältnisse trat anklagend in die Schranken.

— Sie wollen gehen, ohne mir den Grund ihres Besuches gesagt zu haben? fragte sie mit zitternder Stimme. Zwar bin ich arm, und vielleicht noch beklagenswerther als Sie, die Sie zu leiden scheinen; aber halten Sie sich versichert, daß ich gern helfe, wenn ich kann. Flöße ich Ihnen denn Furcht ein? fügte sie hinzu, indem auch ihr die Thränen in die Augen traten.

Louise schien wieder Muth zu fassen.

— Ich habe lange mit mir gekämpft, ehe ich mich zu dem Schritte entschloß, Sie aufzusuchen; aber an wen sollte ich mich denn in meiner Noth wenden — Anselm Dick war ein Freund Ihres Mannes —

— Ja, das war er! Und mein Mann hing in aufrichtiger Freundschaft an ihm.

— Anselm sprach stets mit großer Achtung und Liebe von ihm.

— Mein Gott, wie können Sie das wissen?

Ein Thränenstrom überfluthete die bleichen Wangen Louisen's; sie verhüllte ihr Gesicht mit dem weißen Tuche, das sie in der Hand hielt und weinte einige Augenblicke bitterlich vor sich hin.

— Sie sollen es wissen, Madame, sagte sie dann in gewaltsam errungener Fassung: ich bin die Braut des unglücklichen Anselm — wir sind vor Gott, wenn auch nicht vor den Menschen, verlobt. Die Welt sieht meine Trauer, aber sie ahnt nicht, wem sie gilt.

Gertrud hatte die Hände gefaltet.

— Wehe dem, flüsterte sie unwillkürlich, der die Schuld an diesem Verbrechen trägt! Er häuft des Unglücks so viel auf schuldlose Menschen, daß ihm Gott nicht verzeihen kann! Ich weine und klage mit Ihnen, denn auch mich hat man meines Gatten, und mein Kind des Vaters beraubt. Sie sind, mir gegenüber noch zu beneiden, denn Sie haben nur den Schmerz um den herben Verlust zu tragen — auf meinem Haupte aber ruhen noch Schmach und Schande. Als Sie kamen, erschracken Sie vor mir, und die Furcht trieb Sie wieder fort — das ist ein schwerer Fluch, der mich trifft — die Menschen meiden mich, weil sie mich fürchten. Ich errathe den Grund Ihres Besuches. Sprechen Sie ihn nur aus, er überraschet mich nicht!

— Madame, fragte Louise dringend, was denken Sie von dem Verschwinden Anselm's?

— Meine Denkkraft ist erlahmt. Ich müßte den Vater meines Kindes für einen Mörder halten, wollte ich glauben, daß der Verschwundene mit der Wechselfälschung, die mein Mann verübt haben soll, in Verbindung steht. Franz Wiemann ist unschuldig! Niemand als Anselm Diek kann seine Unschuld beweisen — ich gebe einen Theil meines Lebens darum, könnte ich den Verschwundenen zur Stelle schaffen.

— Großer Gott! rief Louise überrascht.

— Mein Kind, sagen Sie mir aufrichtig, wer sendet Sie?

— Niemand, Niemand! Mich treibt eine leise Hoffnung —

— Daß Anselm noch lebt?

— Vereinigen wir uns, dieses Dunkel aufzuhellen. Ihnen will ich jetzt Alles anvertrauen, ich habe ja keine Seele auf dieser Welt, der ich meine Befürchtungen und Hoffnungen mittheilen kann. Wir haben gleiches Interesse zu wirken und zu schweigen.

Beide ließen sich auf das Sopha nieder. Louise, die ihre Schüchternheit besiegt hatte, begann:

— Seit zwei Jahren bin ich Anselm's Braut; ich übergehe die Gelegenheit, bei der wir uns kennen lernten und führe nur an, daß wir uns heimlich liebten und ver=

lobten. Anselm hatte Rücksicht auf seine Familie zu nehmen, wie ich auf die Verwandten, von denen ich abhing. Meine Mutter ist längst gestorben, und mein Vater — ist so gut wie todt, ich habe ihn seit langer Zeit nicht gesehen und kenne nicht einmal sein Schicksal. So hänge ich denn von einer alten Tante ab, die in sehr dürftigen Umständen lebt. Unsere Familie war früher reich; leider hat mein Vater das Glück nicht zu halten gewußt, das ihm geboten worden. Anselm, die Guthmüthigkeit und Redlichkeit selbst, hatte sich vorgenommen, seine Eltern mit unserer Liebe nur dann bekannt zu machen, wenn er sich zu einem tüchtigen Kaufmanne herangebildet und das Handlungshaus seines Onkels in New-York übernommen haben würde. Aus diesem Grunde ist er auch in den Kaufmannsstand übergetreten. Ich bin arm, aber nie habe ich von ihm Unterstützung angenommen, nicht einmal Geschenke seiner Zärtlichkeit. Wie lange habe ich ihn geliebt, ehe ich wußte, daß er einer wohlhabenden Familie angehört. Wir sahen uns täglich im Beisein meiner Tante, die unsere Liebe billigte. Es mögen drei Monate sein, als mir Anselm sagte, daß er eine Speculation auf eigene Rechnung unternehmen wolle.

— Wissen Sie, worin diese Speculation bestand? fragte Gertrud.

— Nein; mir ist nur so viel bekannt, daß sie voll-

ständig fehlgeschlagen. Anselm hat dabei tausend Thaler verloren.

— Unerklärlich!

— Was?

— Mein Mann hat ihm nur dreihundert Thaler eingehändigt, die er nothwendig brauchte.

— Hören Sie weiter, bat Louise; mir bleibt für heute nicht viel Zeit mehr. An jenem Sonnabend, der dem Sonntage, an welchem Anselm verschwand, voranging, kam er Nachmittags zu mir. Noch nie habe ich ihn so zerstreut, ich möchte sagen, so niedergeschlagen gesehen. Auf mein Befragen antwortete er, der Verlust ärgere ihn. Als er ging, äußerte er, Geld holen zu wollen, um eine Privatschuld zu zahlen, eine Pflicht, deren Erfüllung durch die unglückliche Speculation nur schon zu lange verschoben sei. Ich habe ihn den Tag nicht wieder gesehen, Sonntag Nachmittag sah ich ihn an meinem Fenster vorübergehen; er gab mir ein Zeichen, daß er kommen würde — er verschwand in der nächsten Straße. Ich wartete von einer Stunde zur andern — Anselm blieb aus. Der Abend kam, und ich war immer noch allein. Da klopft es plötzlich an mein Fenster — ich öffne, und eine in der Dunkelheit unkenntliche Person wirft einen Brief in das Zimmer. Erschreckt schließe ich das Fenster. Ich öffne das Papier und lese die mit Bleistift geschriebenen Zeilen: „Lebe wohl,

Louise, du siehst mich dann wieder, wenn du unsere Liebe verschweigst; verräthst du sie, ist es mein Tod. Anselm."

— Wo ist das Billet?

— Hier.

Louise holte ein Papier aus ihrer Tasche hervor. Gertrud las nun die Worte, die sie so eben gehört hatte.

— Sind dies Schriftzüge Anselm's? fragte sie dann.

— Ich kann es nicht behaupten, aber eine große Aehnlichkeit ist vorhanden Vielleicht hat man absichtlich mit Bleistift geschrieben . . .

— Fahren Sie fort, ich bitte.

— Die schreckliche Nacht, die ich nun verbrachte, wage ich nicht zu beschreiben. Tausend Befürchtungen und Vermuthungen raubten mir den Schlaf. An Anselm's treuer Liebe, die er mit einem heiligen Schwur bekräftigt, durfte ich nicht zweifeln; aber wie konnte ihm die Verletzung unsers Geheimnisses den Tod bringen? Ich beschloß zu schweigen, und wenn mein Herz darüber brechen sollte. Trotzdem aber lebte die Hoffnung in mir, daß er mich durch einen Besuch überraschen würde. Es gab selbst Augenblicke, in denen ich die Sache für einen Scherz hielt, denn Anselm besaß ein heiteres Temperament. So verflossen drei Tage in banger Erwartung — da las ich in einer Zeitung von der Wechselfälschung, auf der man den Kassier des Hauses Roland und Dick ertappt hatte, und einige Tage später

die Nachricht von dem auf räthselhafte Weise entschwundenen Anselm. Es mußte also dem Vorgange mit dem Briefe dennoch eine ernste Bedeutung zu Grunde liegen. Nach und nach lernte ich nun den Zusammenhang der Dinge kennen. Zu fest auf die Treue Anselm's bauend, schwieg ich, denn ich wollte die Schuld an seinem Todte nicht auf mich laden, zumal da auch ihn der Verdacht der Wechselfälschung traf. Ach, wie gerne hätte ich der Behörde Anzeige gemacht von dem, was ich wußte — aber die in dem Briefe enthaltene Drohung hielt mich ab. Man sprach davon, daß er in diesem Hause seinen Tod gefunden haben könne — ich wußte nicht, was ich glauben sollte. Die heftige Gemüthsbewegung warf mich auf das Krankenbett. Als ich wieder genesen war, erzählte mir die Tante, daß man in dem Kanale einen Leichnam gefunden habe, der, obschon verwest, für Anselm Diek gehalten wurde; es unterliege nun keinem Zweifel mehr, daß er ermordet sei. Ich legte Trauer um den verlorenen Bräutigam an. Meiner Herzenspein endlich Luft zu machen, entschloß ich mich, zu Ihnen zu gehen, und Ihnen, die Sie selbst vom Unglücke getroffen sind, mein Leid zu klagen. Ich hege die feste Ueberzeugung, daß Herr Wiemann und Anselm die Opfer einer Bosheit sind.

Gertrud drückte Louisen dankbar die Hand.

— Derselben Ueberzeugung lebe auch ich! rief sie aus,

Hier ist meine Hand, wir handeln gemeinschaftlich, aber so, daß Niemand unsere Verbindung ahnt. Das Schicksal meines Mannes ist vor der Hand entschieden; es handelt sich nun darum, daß wir das Anselm's erfahren. Kennen Sie seine Freunde?

— Nein!

— Vermuthen Sie, daß er einen Feind hat?

— Ich vermuthe es! flüsterte Louise in großer Verlegenheit.

— Warum erröthen Sie? fragte Gertrud.

— Diese Frage aufrichtig zu beantworten, muß ich Ihnen ein Geheimniß entdecken, daß selbst Anselm nicht kennt. Paul Roland bewarb sich früher einmal um meine Gunst.

— Der Advocat?

— Der Sohn des Prinzipals Ihres Mannes.

— Mein Gott, der erste Lichtstrahl! Erzählen Sie, erzählen Sie!

— Ich wies ihn ab, da ich ihn nicht leiden mochte.

— Und dann?

— Später sah er mich einmal am Arme Anselm's; er schoß Blicke auf uns, die nichts Gutes verkündeten.

— Hat er sich seitdem Ihnen wieder genähert?

— Nein.

— Sie wissen genau, daß er Ihnen ernstlich nachstellte?

— Der Brief, den er mir geschrieben, beweist eine heftige Leidenschaft.

— Wo ist der Brief?

— Ich habe ihn verbrannt, damit er dem eifersüchtigen Anselm nie zu Gesichte kommen sollte.

— O, meine liebe Freundin, erlauben Sie mir, daß ich Sie so nenne, Sie hat die Vorsehung zu mir geführt! Bei Gott, der unsern Kummer sieht, beschwöre ich Sie, theilen Sie sich keiner Seele weiter mit, und tragen Sie Sorge, daß Niemand unsere gegenwärtige Annäherung bemerkt! Schleichen Sie sich bei Nacht in dieses Haus, wenn Sie mir etwas zu sagen haben — ich bin beobachtet, und auch Sie werden es sein! Vorsicht, Vorsicht!

— Ich werde sie anwenden, verlassen Sie sich darauf! rief Louise unter Thränen.

— Bezeichnen Sie mir Ihre Wohnung.

Louise that es.

— Die Dämmerung ist angebrochen — gehen Sie, gehen Sie! die Nachbarin bringt mein Kind — Niemand darf Sie sehen — morgen komme ich zu Ihnen. Fort, fort!

Louise kam unter dem Schutze der Dämmerung unbemerkt aus dem Hause. Gertrud empfing ihre Tochter, welche die Nachbarin gleich darauf brachte.

V.

Ein Jahr war verflossen. Franz Wiemann hatte seine Strafzeit überstanden und befand sich auf freiem Fuße. Mit einem unbeschreiblichen Gefühle trat er eines Morgens aus dem Thore des finstern Zuchthauses. Ein schöner Frühlingstag war angebrochen. Die warme Sonne belebte die Natur und träufelte Wonne in die Herzen der Menschen nach einem starken, anhaltenden Winter. Der arme Züchtling, der unausgesetzt zwischen finstern Mauern schwere Arbeit gethan, sah bleich und elend aus: sein Haar war noch kurz geschoren, wie es für die Gefangenen Vorschrift ist. Die Züchtlingsjacke hatte er mit seinen einfachen, anständigen Kleidern vertauscht. Er blieb an dem Ufer der Alster stehen und sog in langen Zügen die stärkende Luft ein; sein an Dämmerung gewöhntes Auge ward von dem Frühlingsglanze geblendet, in dem die reizende Landschaft schimmerte.

— Jetzt bin ich frei, murmelte er; frei wie der Vogel in der Luft. Aber der Stempel der Schmach ist mir aufgedrückt, ich bin ein aus der Gesellschaft verstoßener Mensch. Alle haben sich von mir losgesagt — selbst meine Gattin, die Mutter meines Kindes — o, sie hat ja das Recht gehabt, sich von einem Verbrecher scheiden zu lassen! Bin ich denn auch von meinem Kinde geschieden? Ohne Zwei-

fel, denn Marie wird mich nicht wieder erkennen, ich bin der zarten Kinderseele ein fremder Mensch geworden! Aber sehen will ich meine Tochter, will sie noch einmal küssen, und dann — wie Gott will!

Der bleiche Mann setzte langsam seinen Weg fort; ihm fehlte ja die Kraft, rasch zu gehen. Sein Herz schlug heftig, denn er glaubte sich von jedem der Vorübergehenden erkannt. Der Gedanke: du bist des Betrugs überwiesen und der Verdacht des Mordes lastet auf dir, erfüllte ihn mit Schaudern; er hätte sich in die Fluthen des Flusses werfen mögen, um sich dem Anblicke der Menschen zu entziehen, denn es überlief ihn kalt und heiß, wenn sich die Augen eines Vorübergehenden auf sein bleiches, kummervolles Gesicht richteten.

Er kam durch die Straße, in der das Haus seines früheren Chefs stand. Ueber der Thür befand sich das Schild noch mit den Namen Roland und Diek. Ihm war, als ob er die Schwelle überschreiten und an seine Arbeit gehen müßte.

— Ich darf nicht! Ich darf nicht! flüsterte er vor sich hin. Mein Gott, ich darf nicht arbeiten! Die Menschen weisen mich zurück, denn ich bin ein Verbrecher. Was soll aus mir werden?

Franz starrte das alte Gebäude an, das er als sein Vaterhaus betrachten konnte. Hier hatte er seine Gertrud

kennen und lieben gelernt, hier war die Quelle seines Glücks gewesen, aber auch die Quelle seines namenlosen Elends. Man hatte ihn als einen Infamen fortgejagt! Wie ein Träumender stand er da; er konnte sich von dem Anblicke nicht losreißen, der ihn an den glücklichen Abschnitt seines Lebens erinnerte. Plötzlich hörte er eine Stimme neben sich ausrufen:

— Du lieber Gott, täuscht mich denn mein schwaches Auge oder sind Sie es wirklich, Herr Franz?

Er wandte sich bestürzt; der alte Schließer Daniel stand vor ihm.

— Ich bin es, Daniel!

— Sie sind also wieder frei?

Alle Gesichtsmuskeln des armen Franz zuckten wie im Krampfe, als er antwortete:

— Auch das Zuchthaus hat mich ausgestoßen, ich hatte kein Recht mehr, darin zu bleiben.

Der Greis zog ihn in das Magazin, dessen Flügel offen stand. So waren sie den Blicken der in der Straße Vorübergehenden entrückt. In dem Magazine, in dem Daniel gearbeitet hatte, befand sich weiter kein Mensch; es war mit Kisten und Fässern angefüllt.

— Armer Franz, wie sehen Sie aus! rief der Greis. O, ich glaube es wohl, Sie müssen gräßlich gelitten haben.

Was wollen Sie denn nun anfangen? Wollen Sie bei dem Herrn anfragen . . .

— Nein, das wäre eine vergebliche Mühe!

— Ich glaube es selbst. Herr Franz, Sie wissen, ich habe selbst nicht viel, aber wenn ich helfen kann . . .

— Guter, ehrlicher Daniel, da Sie mir Ihre Hilfe anbieten, müssen Sie mich wohl nicht für schuldig halten! rief Franz gerührt.

— Nein, gewiß nicht! versicherte treuherzig der Alte.

— Nun, so erzeigen Sie mir einen Dienst.

— Gern, wenn ich es vermag.

— Sie sind der erste Mensch, den ich in der Freiheit spreche; einen andern anzureden, würde ich nicht wagen. Meine Frau hat sich von dem Verbrecher scheiden lassen ..

— Ich weiß es, murmelte Daniel bewegt.

— Wo wohnt sie jetzt?

— Wollen Sie denn zu ihr gehen, Franz?

— Ich will mein Kind sehen, ich muß es sehen.

— Ihre Frau, armer Freund, wohnt noch, wo sie früher wohnte; aber die kleine Marie hat sie nimmer bei sich. Das Kind ist wohl in eine Erziehungsanstalt gegeben.

— Daniel, um Gottes Willen, die Frau hat sich ihres Kindes entäußert? fragte Franz bestürzt.

— Verlassen Sie sich darauf. Wo sich Ihre Tochter aber jetzt befindet, weiß ich nicht.

— Wer giebt die Mittel dazu?

Der alte Mann sah um sich, als ob er sich vergewissern wollte, daß ihn Niemand belausche. Dann flüsterte er heimlich:

— Man munkelt sonderbare Dinge: Vor einigen Tagen hörte ich, Herr Roland sorge für Mutter und Tochter. Und gestern sagte man für ganz gewiß, Gertrud würde in dieses Haus ziehen, und Paul, der Advocat, wolle sie heirathen. So unwahrscheinlich dies auch klingen mag; aber ich habe es von einer Person gehört, der man Glauben schenken kann.

Franz war zur Bildsäule erstarrt. Dieser Schlag war zu hart für den an Geist und Körper entkräfteten Mann. Paul, den er für seinen wahren Freund gehalten, wollte seine Frau heirathen. Und Gertrud, die kaum seit einem halben Jahre Geschiedene, willigte in diese Heirath.

— Sie hat weder mich noch ihr Kind geliebt! flüsterte er, indem er auf eine Kiste niedersank. Sie war kalt und herzlos als Gattin, wie als Mutter. Es unterliegt keinem Zweifel — mein Unglück kam ihr gelegen, und meine Marie, meine liebe Marie, ist fremden Menschen für Geld zur Erziehung übergeben!

Der Greis betrachtete den zusammengebrochenen Mann mit tiefer Rührung.

— Nehmen Sie! Nehmen Sie! sagte er plötzlich, in-

dem er ein Beutelchen hervorzog. Ich habe mir etwas erspart — es reicht schon hin, wenn ich einmal nicht mehr arbeiten kann. O, so nehmen Sie doch — es kommt Jemand durch den Hof — man darf uns nicht sehen! Ich gehe — leben Sie wohl, armer Freund, wir sehen uns wieder!

Daniel hatte sich entfernt. Franz raffte sich empor und trat auf die Straße. Den Lederbeutel verbarg er in seiner Tasche; er enthielt ja das ganze Vermögen des entlassenen Züchtlings, der wie ein Trunkener durch die Straße schwankte. Bald stand er vor dem Hause, das einst all sein Glück eingeschlossen hatte. Mit schwerem Herzen erstieg er die Treppen, die ihn so oft zu seinen Lieben geführt, die er so oft sehnsuchtsvoll hinangeflogen war. Er erreichte den Vorsaal. Das kleine Schild an der Thür mit dem Namen „Franz Wiemann" war verschwunden; deutlich ließ sich noch die Stelle unterscheiden, die es eingenommen hatte.

— Meine Frau hat den Namen verwischt, sie schämt sich seiner! flüsterte er mit Bitterkeit vor sich hin. Wie an dieser Thür, bin ich auch aus der Liste der ehrlichen Menschen gestrichen. Was will ich denn eigentlich bei der herzlosen Frau? O, ich habe einen triftigen Grund — ich will nach meinem Kinde fragen! Den Anblick desselben darf sie mir nicht verweigern.

Mit zitternder Hand zog er an der Glocke. Das war derselbe Ton, der so oft das Jauchzen des Kindes hervorgerufen hatte. Heute blieb Alles still; die Stimme Marien's ließ sich nicht vernehmen. Minuten verflossen — der bleiche Gast mußte noch einmal die Glocke ziehen. Endlich ward die Thür geöffnet — Gertrud, in Seide gekleidet und einen eleganten Frühlingshut auf dem Kopfe, stand an der Schwelle. Sie stieß einen leisen Schrei der Ueberraschung aus. Dann trat sie zurück auf den Vorplatz. Franz folgte, die Thür schließend. Er starrte die reizende junge Frau an, die verwirrt vor ihm stand. Das war die Mutter seines Kindes! Die erste Liebe erwachte wieder in ihrer vollen Stärke.

— Gertrud! Gertrud! stammelte der Unglückliche.

Der erste Eindruck, den das plötzliche Erscheinen des Mannes bewirkt, war schon vorüber; Gertrud's Gesicht hatte wieder die ruhige und kalte Miene angenommen, die den Gatten so oft mit Schmerz erfüllt.

— Was wollen Sie, Herr Wiemann? fragte sie mit fester Stimme.

Diese Frage durchdrang dem Unglücklichen Mark und Bein; er hatte kaum die Kraft, sich aufrecht zu erhalten. Die Frau, an der seine ganze Seele hing, die zu beglücken die Aufgabe seines Lebens gewesen, die von seiner Unschuld überzeugt sein, und wenn er wirklich schuldig war, ihn

nicht verlassen mußte, diese Frau, die Mutter der lieblichen Marie, zeigte kein Fünkchen Mitleiden mit seinem entsetzlichen Unglücke!

— Was ich will? Was ich will? hauchte er in unbeschreiblichem Tone.

Sein Schmerz verwandelte sich in jene Bitterkeit, die eine natürliche Regung des schuldlos Niedergedrückten ist.

— Sie haben ein Recht zu dieser Frage, fügte er dumpf hinzu; ich bin Ihr Mann nicht mehr und darf eine Forderung an Sie nicht stellen. Trotzdem aber bleibe ich der Vater meines Kindes. Sie haben früher schon gezeigt, daß Sie Ihre Tochter nicht lieben — ich will das Schicksal meines Kindes kennen lernen. Das Vaterherz läßt sich nicht scheiden, wie das Herz einer gefühllosen Frau. Wo ist mein Kind?

— Ihr Vaterherz, mein Herr, hat sich wahrlich übel geäußert! Wenn Sie Ihr Kind und Ihre Frau aufrichtig geliebt hätten, Sie würden nicht Schmach und Entehrung auf ihre Häupter geladen haben. Beweisen Sie jetzt, daß Sie Antheil an dem Geschicke Marien's nehmen, und überlassen Sie unsere Tochter der Fürsorge guter Menschen.

— Ich soll Marien nicht sehen?

— Es ist meine Pflicht . . .

— Ihre Pflicht, Madame, haben Sie nie gekannt!

— Vielleicht verdiene ich diesen Vorwurf; aber Sie haben kein Recht mehr, mir Vorwürfe zu machen.

— Ach es ist wahr! rief Franz, die menschliche Gesellschaft hat mich ja ausgestoßen.

— Aber damit Sie nicht glauben . . .

Sie stockte. Rasch trat sie einen Schritt näher.

— Finden Sie sich am ersten Mai hier ein; Sie werden Marien sehen! flüsterte sie ganz leise. Ist es Ihnen möglich, für sie zu sorgen, so trete ich Ihnen das Kind ab. Dies ist Alles, was ich Ihnen gewähren kann. Verlassen Sie mich nun, Herr Wiemann, fügte sie laut hinzu, ich darf Sie nicht länger anhören.

— Unter dieser Bedingung trenne ich mich gern von Ihnen! Ich kann und werde für mein Kind sorgen. Sie werden frei, ganz frei sein, und nichts soll Sie an eine verhaßte Ehe ferner erinnern. Ich komme wieder, ja, ich komme wieder! Um diesen Preis verlohnt es sich der Mühe, die Last des Lebens zu tragen!

Franz eilte die Treppe hinab und trat auf die Straße. Vor der Thür des Hauses hielt eine elegante Equipage; ein Bedienter in Livree stand an dem geöffneten Schlage derselben. Der arme Mann sah den Wagen, die glänzenden Pferde und den betreßten Kutscher gleichgültig an; er beneidete den Besitzer nicht, denn er hatte ja die Hoffnung,

ferner nicht allein zu leben und für sein Kind sorgen zu dürfen.

— Wenn mich Niemand liebt und achtet, so soll es Marie, dachte er in einem unbeschreiblichen Entzücken. Ich werde für sie arbeiten, darben und leiden. Gertrud hält Wort. Ach, jetzt segne ich ihre Gefühllosigkeit, denn ihr verdanke ich, daß ich mit meinem Kinde vereinigt werde.

An der nächsten Straßenecke entstand ein Gedränge, Franz mußte stehen bleiben. Da rasselte jener glänzende Wagen vorüber, den er vor dem Hause gesehen, das er so eben verlassen hatte. Die Decke war zurückgeschlagen; in den schwellenden Polstern von blaßgelbem Damast saßen zwei Damen: die eine war Klara Roland, die andere Gertrud. Beide unterhielten lächelnd ein eifriges Gespräch. Franz sah der Equipage nach, indem er dachte:

— Deine Eitelkeit ist mein Glück. O, ich glaube dir, daß du Alles gern beseitigest, was dich an die Vergangenheit erinnert. Du darfst ja deinem zweiten Manne das Kind des Verbrechers nicht zuführen! Das ist ein Lichtstrahl in die finstere Nacht meines Lebens!

Er ging langsam in dem Gewühle weiter. Da kam er an dem Comptoir des Banquiers vorüber, in dessen Hand er den verhängnißvollen Wechsel gelegt hatte. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust, denn er mußte

sich die Frage vorlegen: Was nun beginnen? Eine Erwerbsquelle zu suchen, gebot um so mehr die Nothwendigkeit, da er vom ersten Mai an für sein Kind zu sorgen hatte. Aber welcher Geschäftsmann würde den Wechselfälscher und den muthmaßlichen Mörder Anselm Diek's aufnehmen? Das Ereigniß war zu bekannt, als daß er hoffen durfte, eine theilnehmende Seele in seiner Vaterstadt zu finden. Die Lage war trostlos. Franz war mehr als ein Fremder in seiner Heimath, er war ein verabscheuter Mensch. Wer sollte ihm in der nächsten Nacht ein Obdach gewähren? Er erinnerte sich der Freunde, die er in der glücklichen Zeit gehabt; es waren deren nur wenig, da er stets eingezogen gelebt; aber keinen hielt er des Erbarmens fähig, dessen er bedurfte. Paul Roland war durch häusliche Beziehungen sein vertrautester Freund gewesen; aber Paul wollte ja Gertrud heirathen, diesem konnte er sich nicht nähern. Ihm blieb nichts übrig, als eine Kneipe der Vorstadt St. Pauli aufzusuchen, in der wüste Matrosen die Nacht über ihre Orgien feierten. Das Geschenk des alten Daniel erlaubte ihm, einige Ausgaben zu machen. Schleichend, wie ein Kranker, verfolgte er den Weg nach der Vorstadt, die er gegen Mittag erreichte, ohne daß ihm ein Bekannter begegnet war.

VI.

Wir begleiten die beiden Damen.

Der Wagen rollte durch die Vorstadt St. Pauli und kam endlich, nachdem er Altona hinter sich hatte, auf die schöne Straße, die zu den Landsitzen an der Elbe führt. Hier entfaltet die Aristokratie Hamburgs für den Sommer ihre Pracht. Man sieht Villen, die an Geschmack und Comfort nichts zu wünschen übrig lassen. Alle liegen unmittelbar am Ufer der Elbe und bieten reizende Aussichten über den breiten Strom, welcher große Dampfer und majestätische Segelschiffe trägt. Nach einer Stunde fuhr der Wagen in den Hof eines der reizendsten Landhäuser. Auf dem Perron stand Paul, der Advocat. Er hatte die Ankunft der Damen erwartet.

— Hier bringe ich dir eine der Welt Zurückgegebene! sagte Klara lächelnd.

Paul, elegant gekleidet, bot Gertrud den Arm, indem er fragte:

— Ist es denn so schwer, dieser schönen Welt Geschmack abzugewinnen?

— Für eine Person, die sie so wenig kennt, allerdings nicht leicht, antwortete Gertrud.

— Erlauben Sie mir, daß ich diese Bekanntschaft vermittle. Sie haben bisher gelitten — von nun an wird sich Ihnen nur Freude bieten.

Die Gesellschaft befand sich in einem nach englischer Manier eingerichteten Salon, durch die geöffneten Thüren des Balkons, der nach der Elbe hinausging, drang die warme Frühlingsluft. Ein Dampfer, dessen Verdeck mit Auswanderern angefüllt war, schoß den Strom herab. Kleine Segelschiffe kämpften mühsam gegen die Fluthen an, um den Hafen zu erreichen. Nachdem man eine Zeit lang dem belebten Schauspiele zugesehen, kündigte ein Diener an, daß das Frühstück servirt sei.

Während Gertrud noch sinnend auf dem Balkon stand, fand Klara Gelegenheit, mit ihrem Bruder leise ein Gespräch zu führen.

— Paul, flüsterte sie, Franz ist wieder frei.

— Seit wann?

— Ich weiß es nicht.

— Wer sagte es dir, Klara?

— Ich befand mich diesen Morgen, um sie abzuholen, in Gertrud's Zimmer. Da ward die Glocke gezogen. Gertrud öffnete, und ich hörte die Stimme unsers früheren Kassiers.

— Was wollte er?

— Er fragte nach seinem Kinde.

— Wie benahm sich Gertrud?

— Vortrefflich! Sie wies ihn kalt und fast mit harten Worten ab, ohne ihn das Zimmer betreten zu lassen.

Als sie zurückkam, sprach sie ihre Verwunderung darüber aus, daß der Mann, der sie mit Schmach beladen, es noch wagte, sie aufzusuchen. Dann bat sie mich dringend, ihr eine andere Wohnung zu verschaffen.

— Du wirst mein Landhaus mit ihr bewohnen; sie darf nur dann erst nach der Stadt zurückkehren, wenn sie meine Frau ist.

— Wir werden heute die Angelegenheit ordnen.

Man ging zu Tische. Wenn Franz seine Gattin jetzt gesehen hätte! Sie war heiter, sprach viel und scherzte selbst mit Klara, die ihr ernstes, gemessenes Wesen abgelegt hatte. Der Champagner that seine Wirkung, er stimmte zur Freude. Die junge Frau, reizend schön, glühte wie eine Rose. Niemand würde geglaubt haben, daß sie die Mutter eines vierjährigen Kindes sei.

— So gefällst du mir! rief ihr Klara zu. Ich habe stets behauptet, daß du früher nicht an deinem Platze gewesen.

— Ach ja, hier muß man sich wohl fühlen! sagte Gertrud. Du hast mich wieder zum Leben erweckt. — Ich werde ewig deine dankbare Schuldnerin bleiben.

— Du hast deine Schuld schon zur Hälfte gelöst.

— Wie?

— Mein Bruder liebt dich; du trägst seinen Verlobungsring am Finger — mache Hochzeit, und tilge so die

zweite Hälfte der Schuld. Ich muß nur für den guten Paul sprechen, der in seiner Bräutigamsschüchternheit meint, er dürfe nicht auf Eile dringen.

Gertrud senkte die Augen.

— Wenn ich bedenke, daß ich eine arme und geschiedene Frau eines Verbrechers bin . . .

— Gertrud, rief Paul, Sie haben mir Ihr Wort gegeben, diesen Punkt nicht zu berühren. Ich weiß, daß Ihnen die Schuld an der ersten Heirath nicht beizumessen ist. Ihr Schicksal rührte mich, aus dem Mitleiden wurde Freundschaft, und aus der Freundschaft Liebe. Die wahre Liebe sieht nicht auf Glücksumstände — und bedarf ich des Vermögens? Wäre mein Vater auch nicht der reiche Kaufherr, meine Praxis sichert mir ein respektables Einkommen. Der größte Vortheil, den der Reichthum gewährt, ist der, daß er Unabhängigkeit in jeder Beziehung schafft. Finde ich die Dame meines Herzens arm und elend — ich kann sie wählen, ohne nach der Mitgift zu fragen. Und Sie, Gertrud, bringen mir einen Schatz an Liebenswürdigkeit und Schönheit!

Er küßte innig die Hand der erglühenden jungen Frau.

Gertrud weinte. Wem galten ihre Thränen? Klara und Paul nahmen sie für Thränen des Glücks, der Rührung und der Dankbarkeit.

— Nehmen Sie mich hin, mein lieber Freund, flüsterte sie: ich werde mich bemühen, Ihnen dankbar zu sein.

Der entzückte Advocat drückte den ersten Kuß auf die schwellenden Lippen Gertruds. Dann ward der Plan verabredet, die Hochzeit in aller Stille in dem Landhause zu feiern und die Trauung in der Kirche des nächsten Dorfes vollziehen zu lassen.

— Deine Sachen sind gepackt, sagte Klara, wir lassen sie, statt in unser Haus, hierher schaffen. Ich bleibe bei dir, denn ich bedarf der Erholung auf dem Lande.

Der Advocat machte mit Gertrud einen Spaziergang durch den Garten, der sich an dem Ufer der Elbe hinzog; dann fuhr er nach der Stadt zurück, wohin ihn dringende Geschäfte riefen. Die von den beiden Frauen empfangenen Aufträge versprach er pünktlich zu besorgen.

Um die Zeit, als man in dem Landhause das Frühstück einnahm, trat Herr Diek in das Comptoir des Herrn Roland. Dieser Besuch gehörte zu den Seltenheiten, denn der Holländer pflegte nur am Ersten des Monats zu erscheinen, und heute war der achte April.

— Sie, mein lieber Diek? fragte überrascht der Handelsherr.

Der Holländer war nicht mehr derselbe Mann, den wir im Anfange unserer Erzählung kennen gelernt haben; es hatte sich nicht nur seine Gemüthsstimmung, sondern

auch sein Aeußeres völlig verändert. Ein stilles Leiden drückte sich in seinem Gesichte aus, das bleich und hager geworden war. Sein dunkelbrauner Tuchrock paßte nicht mehr für den mageren Körper. Hatte sich der Holländer sonst mit Sorgfalt gekleidet, so verrieth seine Toilette jetzt die größte Nachlässigkeit. Erschöpft ließ er sich auf einem Stuhle nieder.

— Ich muß Ihnen einen Entschluß mittheilen, begann er, den ich nach reiflicher Ueberlegung gefaßt habe.

— Reden Sie, mein Freund.

— Seitdem ich auf unerklärliche Weise meinen Sohn verloren, ist mir der sonst angenehme Aufenthalt in Hamburg zur Last geworden. Es giebt der Gegenstände zu viel, die mich an den schweren Verlust erinnern.

— Reisen Sie, mein Bester. Die Veränderung des Orts und der Luft wirkt vortheilhaft auf ein leidendes Gemüth. Besuchen Sie ein Bad.

— Ich werde nach Holland zurückgehen.

— Auch das.

— Um meine letzten Tage in völliger Ruhe zu verleben, will ich mich aus dem Geschäfte zurückziehen.

Herr Roland schwieg; die Muskeln seines trockenen Gesichts blieben unbeweglich. Nur die schwarzen Brauen über den kleinen listigen Augen zogen sich ein wenig zu-

sammen. Der Entschluß des Compagnons schien ihm nicht angenehm zu sein.

— Haben Sie dies reiflich erwogen? fragte er nach einer Pause.

— Erwogen und fest beschlossen. Meine arme Frau leidet wie ich — wir wollen uns aus der Welt zurückziehen.

Roland legte die Feder nieder und sah seinen Compagnon mitleidig an.

— Sie sind wirklich zu beklagen; Ihr Sohn bereitet Ihnen namenlosen Kummer. Wenn ich bisher darüber geschwiegen, so geschah es aus Rücksicht auf Ihren Zustand. Sie beweinen Herrn Anselm als todt — und doch möchte ich behaupten, er lebt noch. Nun, das Leben, das er führt, mag immerhin dem Tode gleich zu achten sein.

— Mein Sohn lebt? fragte Herr Diek gespannt.

— Ich glaube es.

— Sie vergessen, daß man seinen Leichnam in dem Kanale gefunden hat.

— Es ist nicht erwiesen, daß dieser Leichnam der Ihres Sohnes gewesen ist. Man vermuthet es nur.

— Und was berechtigt Sie zu diesem Glauben?

— Zwei falsche Wechsel, die vor einigen Tagen eingegangen sind. Die Wechsel cursiren seit sechs Monaten. Wiemann war um jene Zeit Gefangener — wer kann sie ausgegeben haben? Derselbe, der einen Betrug mit dem

ersten versuchte. Ein achtbares Haus sandte mir die Papiere, die so täuschend nachgemacht sind, daß ich sie für echt gehalten haben würde; aber sie waren nicht in unseren Büchern verzeichnet, und Sie wissen, daß uns kein Wechsel unvorbereitet zukommt. Unter solchen Vorgängen leidet die Ehre unserer Firma. Kann man nicht glauben, wir geben die Wechsel als falsch an, um uns der Zahlung zu entziehen? Hier sind sie — ich habe sie eingelöst. Die erste Geschichte war so skandalös, daß ich eine zweite vermeiden mußte. Die Formulare sind unserem Comptoir entwendet — die Unterschrift ist so täuschend, daß es bedenklich erscheinen würde, sie abzuschwören. Wir können von Glück sagen, wenn der Betrüger hiermit seine Schurkerei schließt.

Herr Diek hielt die Papiere in seiner zitternden Hand. Roland hielt die als richtig erkannten Wechsel daneben — es ließ sich kein Unterschied entdecken.

— Sechstausend Thaler! murmelte Diek. Sie hätten nicht einlösen, sondern eine Untersuchung einleiten sollen.

— Ich gebe Ihnen zu bedenken, daß Franz Wiemann der ersten Fälschung wegen im Zuchthause saß, daß er seine Strafe bereits überstanden hat. Sie wissen, mit welcher Strenge ich die Untersuchung betrieb — bedenken Sie die Consequenzen, wenn sich jetzt herausstellt, daß man einen Unschuldigen bestraft hat. Ihr Sohn ist verschwunden,

Sie selbst erklären Ihren Austritt aus dem Geschäfte — eine neue Untersuchung würde Ihre Familie schwer compromittiren, man könnte Sie selbst des Vergehens zeihen, den Verdacht auf ein schuldloses Haupt gewälzt zu haben.

— Das ist eine schreckliche Lage! murmelte der Holländer. Anselm, ich habe dich so väterlich geliebt, und du zwingst mich jetzt, dir zu fluchen! Belasten Sie mich mit dieser Summe, fügte er rasch hinzu. Ich wiederhole die Erklärung, daß ich ausscheide.

— Gut, mein lieber Freund!

— Ich bitte Sie um eine besondere Gefälligkeit, Roland.

— Sprechen Sie, Diek.

— Beobachten wir ein tiefes Schweigen.

— Mein Wort darauf.

— Was geschehen ist, läßt sich nicht mehr ändern.

— Leider! Leider!

— Ich werde den Kassier, der unschuldig zu sein scheint, zu entschädigen suchen.

— Aber gehen Sie dabei sehr vorsichtig zu Werke! mahnte Herr Roland. Geben Sie sich den Anschein, als ob Sie nur aus Mitleiden Almosen spendeten. Die Sorge für Gertrud, die schwer heimgesuchte Frau werde ich übernehmen. In drei Monaten steht Ihnen das eingezahlte Kapital zur Verfügung.

Herr Diek reichte seinem Compagnon die Hand und

verließ, bis zum Todte betrübt, das Kabinet und das Haus Roland's. Er mußte einen Fiaker rufen, der ihn nach seiner Wohnung brachte.

Eine Stunde später trat der Advocat in das Kabinet seines Vaters. Zwischen Beiden fand bei verschlossener Thür eine lange Unterredung statt. Nach Beendigung derselben fuhr Herr Roland zur Börse.

VII.

Franz, der Verstoßene und Geächtete, dem man sonst große Summen anvertraut hatte, führte ein abenteuerliches Leben, ein Leben, wie man es nur in Hamburg führen kann, wo Ort und Menschen die Gelegenheit dazu bieten. Am Tage durchschlich er wie ein Verbrecher, den das Gewissen vor der Polizei warnt, einsame Gegenden und Straßen, und Nachts erkaufte er sich in gewissen Kellern für einen Schilling das Recht, seinen müden und zermalmten Körper auf einem elenden Strohlager neben Bettlern und Landstreichern auszustrecken. Die Hoffnung auf den ersten Mai gab ihm Kraft und Muth, diese traurige Existenz zu tragen. Was aber sollte er beginnen, wenn ihm Gertrud die Tochter übergeben hatte? Konnte Marie sein Loos, wie es jetzt war, mit ihm theilen? Dieser Gedanke lastete schwer auf seinem Herzen, und doch konnte er sich nicht entschließen, der treulosen Frau das Kind zu überlassen, das ein=

zige Wesen, aus dessen Blicken er Trost und Liebe zu schöpfen hoffen durfte. Ach, und er war des Trostes und der Liebe so bedürftig in dieser kalten, herzlosen Welt.

War das Leben auch schwer, so verfloß doch die Zeit dem Unglücklichen, der eine Nahrungsquelle suchte, zu rasch. Es lagen nur noch sechs Tage zwischen jetzt und dem ersten Mai, dem verhängnißvollen und doch so glücklichen Tage. Auch der Zufall, der den Armen so oft zu Hilfe kommt, schien unserem Franz nicht hold zu sein. Er hatte einige Nummern in dem weltbekannten Altonaer Lotto besetzt — die Hand des Waisenknaben hatte sie nicht gezogen, die wenigen Schillinge des Armen waren verloren. Franzens Gesundheit, angegriffen durch das Zuchthausleben, litt unter den heftigen und rasch wechselnden Gemüthsbewegungen — er glich nur noch dem Schatten eines Menschen. Die Hoffnung auf das Wiedersehen seines geliebten Kindes war das schwache Band, das ihn noch an das Leben knüpfte. Wen sollte er um Beschäftigung ansprechen? Die Beantwortung dieser Frage zermarterte das Gehirn des Unglücklichen, den die Scham abhielt, sich in den Cirkeln zu zeigen, in denen er Hilfe hoffen konnte. Ueber andere Dinge nachzudenken, fehlte ihm der Muth und die Kraft. Eine Art von Verzweiflung trieb ihn gegen Abend in die Stadt. Unbemerkt schlich er sich in Roland's Haus und suchte den alten Daniel auf, der sich ihm als wahrer Freund bewiesen

hatte. Der Greis saß in seinem Stübchen beim Abendessen. Er schloß die Thür und den Laden des Fensters! und lud den willkommenen Gast zu Tische. Franz aß wenig, sein kranker Körper bedurfte kaum der Nahrung noch. Dem alten Daniel traten die Thränen in die Augen, als er die Jammergestalt des früher geachteten Kassiers betrachtete.

— Ich würde Sie aufgesucht haben, lieber Franz, wenn ich nur eine Spur von Ihnen gewußt hätte. Es ist gut, daß Sie gekommen sind.

— Warum?

— Herr Dick hat nach Ihnen gefragt.

— Was kann er von mir wollen? fragte er mit bebender Stimme.

— Nehmen Sie die Versicherung, daß er nur Gutes mit Ihnen im Sinne hat. Wie er mir sagte, hat er im Gefängnisse nach Ihnen geforscht. Ich habe Auftrag, Sie sogleich zu ihm zu schicken, wenn Sie mich besuchen würden, woran ich gezweifelt habe. Gehen Sie also auf der Stelle zu ihm.

— Ich muß! Ich muß! rief er aus. Morgen Abend sehen Sie mich wieder.

Franz eilte, so viel es seine Kräfte erlaubten. Bald zog er die Glocke an dem eleganten Hause des Holländers.

Die Magd öffnete.

— Ist Herr Diek zu sprechen?

— Mein Herr ist zu Hause; aber . . .

Das Mädchen nahm Anstand, den bleichen Mann mit den verstörten Blicken einzulassen.

— Melden Sie Ihrem Herrn Franz Wiemann; er hat mich zu sich beschieden.

— Franz Wiemann? rief die Erschreckte.

Sie verschwand rasch in einer Thür, um Hilfe zu holen.

Franz trat ein, und verschloß ruhig die Hausthür hinter sich.

— Das Mädchen erschrickt vor dem Mörder Anselm's! flüsterte er mit unbeschreiblicher Bitterkeit vor sich hin. Ist das ein Leben! Ich würfe es ab, wenn ich mein liebes Kind nicht hätte.

Herr Diek erschien und lud ihn leutselig in das Zimmer. Madame Diek saß still in einem Lehnstuhle. Die alte Dame faltete bestürzt die Hände, als sie die traurige Gestalt des Kassiers erblickte. Aber auch Franz war erstaunt über die Veränderung, die mit dem sonst so heitern Holländer vorgegangen.

— Verzeihung, Herr Diek — Daniel sagte mir, daß Sie mich sprechen wollten.

— Ja, mein lieber Herr Wiemann.

— Sie sind krank, armer Mann! sagte theilnehmend die Frau vom Hause. Lassen Sie sich nieder, ruhen Sie!

Franz begann heftig zu zittern; er weinte vor Erregung.

— Das erste freundliche Wort, das ich seit langer Zeit höre, kommt von Ihnen, von den Eltern des Mannes, dem ich das Leben genommen haben soll! Mein Gott, mein Gott, deine Gnade spendet mir neuen Lebensmuth! Aber darf ich denn auch meinen Sinnen trauen? Hat das schreckliche Elend mich meines Verstandes nicht beraubt? Lebe ich denn in der Wirklichkeit, fügte er hinzu, indem er seinen Kopf betastete — oder gaukelt mich der Wahnsinn in einen angenehmen Traum?

— Nein, nein, armer Mann, Sie umgiebt keine Täuschung! antwortete gerührt Herr Diek. Nehmen Sie die Versicherung, daß wir Sie für schuldlos halten.

Der arme Franz sank nicht dem Manne, der diese Worte sprach, zu Füßen; er brach zusammen wie ein von Anstrengung entkräfteter Mensch. Zitternd ergriff er die Hand des Herrn Diek und bedeckte sie mit Küssen und Thränen. Worte des Dankes konnte er nicht sprechen; die heftige Gemüthserregung hatte die Zunge in Fesseln gelegt. Das war keine Verstellung, das war die unverfälschte Ergießung eines tief erschütterten Herzens.

— Der kann nicht schuldig sein! dachte die Frau vom Hause.

— Stehen Sie doch auf! rief Herr Diek gerührt.

Endlich brach Franz in die Worte aus:

— Gott ist mein Zeuge, daß ich Ihr Mitleiden verdiene!

Nach einigen Minuten saßen sich die drei Personen einander gegenüber. Franz schilderte sein Verhältniß zu Anselm und erzählte die Geschichte von dem Wechsel mit aller Treuherzigkeit, die seinem Wesen eigen war.

— Halten Sie meinen Sohn für einen Betrüger? fragte ernst Herr Diek.

— Ich halte ihn nicht für fähig, mir, seinem Freunde Unglück zu bereiten.

— Aber ist es möglich, daß ein Fremder falsche Wechsel fertigen kann?

— Nach meiner Ansicht ist es nicht möglich! antwortete Franz entschieden und fest. Auch ich habe mich täuschen lassen, habe das Papier für echt gehalten. Vielleicht ist auch Anselm getäuscht.

— Vermuthen Sie von wem?

— Ich habe keine Vermuthung, mein Herr!

— Und was halten Sie von dem räthselhaften Verschwinden meines Sohnes? fragte die Mutter.

— Dasselbe, was ich von meiner Verurtheilung halte — es ist mir unerklärlich.

— Genug, sagte Herr Diek, unsere Weisheit ist zu Ende. Ueberlassen wir es der Gerechtigkeit Gottes, Licht in diese finstere, unheilvolle Sache zu senden. Sie leiden mit uns, Herr Wiemann, denn Sie haben nicht nur Ihre bürgerliche Stellung verloren, Ihre Ehre, Ihren guten Ruf, sondern auch die Familie. Der Schein ist nicht minder gegen Sie, als gegen meinen Sohn. Spreche ich Anselm frei, muß ich auch Sie mit freisprechen, und ich hege die Ueberzeugung, daß ich ihn nicht zum Betrüger erzogen habe. In drei Monaten trete ich aus dem Geschäfte zurück, und in zehn bis zwölf Tagen verlasse ich Hamburg, um im Haag zu wohnen. Ich bedarf eines Correspondenten, der mir von den Vorgängen hier am Orte Nachricht giebt. Sollte Anselm sich hier zeigen, so wird er sich zunächst an Sie wenden. Wollen Sie mein Correspondent sein?

— Ich suche eine Beschäftigung . . .

— Seien Sie thätig in der Aufsuchung meines Sohnes, melden Sie es mir, wenn sich irgend eine Spur zeigt und ich zahle Ihnen einen Monatsgehalt von hunder, Mark. Empfangen Sie Ihr Salär auf ein Vierteljahr voraus.

Herr Diek legte das Geld auf den Tisch.

— Stellt es sich heraus, fuhr er fort, daß es mehr als leichtsinnig gewesen, so kündigen Sie ihm an, daß ihn sein Vater verstoßen habe; ist er aber das Opfer einer Intrigue, so kommen Sie mit ihm nach dem Haag, und beide Unglücksgenossen werden eine freundliche Aufnahme finden. Kein Wort, keinen Dank — wir sind uns gegenseitig nützlich.

Franz empfing das Geld, versprach die regste Thätigkeit und ward mit dem Segen der beiden Gatten entlassen. Zu schwach, um den Weg zu Fuß zu machen, nahm er sich einen Fiaker. Vor dem Hause Rolands ließ er halten. Wie ein Dieb schlich er sich nach Daniel's Stübchen, um dem Greise die Freudenbotschaft zu verkünden. Ihm fiel ein, ob es nicht besser sei, die Sache als ein Geheimniß zu betrachten. Da er einmal an der Thür stand, öffnete er. Daniel schien ihn erwartet zu haben.

— Herr Diek hat mir ein Geschenk gemacht, das mich in den Stand setzt, ruhig eine Anstellung zu suchen.

— O, der Holländer ist ein guter Mann! rief der Alte. Ich habe mir so etwas gedacht.

— Nun kann ich diese Nacht in einem Bette schlafen.

— Armer Mann!

— Aber wo?

— Da fällt mir ein, daß Gertrud mit Fräulein Klara in dem Landhause des Herrn Paul wohnt; diesen Nach-

mittag sind die Sachen hinausgeschafft worden; mir hatte man die Besorgung übertragen. Ich soll den Schlüssel so lange behalten, bis er mir abgefordert wird. Hier ist er, schlafen Sie in Ihrer eigenen Wohnung — Betten und Möbel stehen unverrückt. Fällt etwas vor, so benachrichtige ich Sie!

— Guter, guter Daniel!

— Schlafen Sie, und erholen Sie sich. Es wird ja wohl nach und nach Alles wieder gut werden. Ich übernehme die Verantwortung dafür, daß ich Ihnen den Schlüssel gegeben habe.

Franz ging, bestieg den Wagen, der wartete, und ließ sich nach seiner Wohnung fahren. Wie rasch hatte sich das Schicksal des armen Mannes geändert — seine äußere Lage war erträglich geworden.

— O Mammon, Mammon! rief er aus. Deine Gewalt ist unermeßlich.

Bald stand er in seinem Stübchen. Er kannte die Ordnung der Wirthschaft: nach einer Minute brannte die Lampe auf dem Tische. Jedes Möbel, jedes kleine Geräth stand noch an seinem Platze. Es herrschte dieselbe musterhafte Ordnung und Sauberkeit, die Gertrud früher beobachtet hatte. Franz sah in die kleine Kammer: der Anblick des Bettchens seines Kindes trieb ihm die Thränen in die Augen.

— Mein Gott, rief er aus, welche Veränderungen sind vorgegangen, seit ich diesen Raum verließ, um in das Gefängniß zu wandern! Meine Frau ist von mir getrennt, mein Kind befindet sich unter Obhut fremder Leute, und ich stehe als ein Fremder in der Wohnung, die ich mit dem Ertrage meines Fleißes eingerichtet habe — ein Mensch ohne Ehre und Familie. Ach, und was habe ich denn verbrochen? Anselm, du allein kannst mich wieder zu einem ehrlichen Manne machen — aber auch glücklich? Vielleicht, vielleicht, denn ich werde ja mein Kind lieben und erziehen können! Gertrud wird die Frau meines Jugendfreundes. Und das geschieht unter Christen!

Physische Erschöpfung und ein leichtes Fieber zwangen ihn, zu Bett zu gehen. Die Natur forderte dringend ihren Zoll; Franz schlief bis zum Morgen. Als er aufstand, schien die volle Morgensonne in das Fenster. Wie staunte er, als er seine Wäsche und Kleidungsstücke, selbst seinen Schlafrock noch vorfand, Dinge, die ihm zu statten kamen. Er blieb zwei Tage in der Wohnung, ohne daß er bemerkt wurde. Am dritten Tage, Morgens gegen neun Uhr, ward heftig die Glocke gezogen. Als Franz öffnete, trat ihm Louise Engel entgegen. Das junge Mädchen erschrak heftig.

— Wen suchen Sie?

— Madame Wiemann.

— Sie wohnt nicht mehr hier.

— Wer Sie auch sein mögen, mein Herr — scherzen Sie nicht, ich habe mit Madame Wiemann nothwendig zu sprechen.

Louise umging den Mann und drang in das Zimmer.

— Die Möbel gehören Madame Wiemann, ich kenne sie zu genau — wie es jetzt aussieht, sah es vor acht Tagen aus, als ich sie das letzte Mal besuchte. Ich bin hier zu bekannt, als daß ich mich so rasch abweisen ließe. Mein Herr, ich beschwöre Sie bei allen Heiligen, halten Sie mich nicht auf: wo ist meine Freundin? fragte Louise ängstlich.

— Sie sind eine Freundin Gertrud's?

— Nun ja. Aber wer sind Sie denn, der Sie hier zu Hause zu sein scheinen — Sie sind doch wohl nicht . . .

— Ich bin Franz Wiemann.

Louise zuckte heftig zusammen.

— Der Freund Anselm's, flüsterte sie überrascht.

— Ja, ich war sein Freund, sein aufrichtiger Freund, und bin es noch.

— Wissen Sie etwas von ihm?

— Leider nein. Ach, Mademoiselle, wenn Sie die Freundin Gertrud's sind, so müssen Sie doch wissen, wo sie wohnt.

— Sie sehen mein Erstaunen. Bei meinem letzten Besuche dachte sie nicht daran, auszuziehen. Ach, und ich habe ihr eine so dringende Mittheilung zu machen.

— So gehen Sie nach dem Landhause des Advocaten Roland, ihres künftigen Mannes.

— Wie, so weit ist es schon? rief Louise im höchsten Erstaunen.

— Ja, man bereitet die Hochzeit vor! murmelte Franz in einem schmerzlichen Tone.

— Es ist seltsam, daß mir Gertrud von dieser Veränderung kein Wort gesagt hat.

— Sie mag wohl ihre Gründe dazu haben. Gehen Sie nur nach dem Landhause, das leicht zu erfragen ist, da können Sie die Freundin sprechen.

Louise blieb unschlüssig.

— Nein, das ist unmöglich! sagte sie nach einer Pause. Ich komme wieder, vielleicht besucht Gertrud ihre Wohnung.

Sie eilte, wie es schien, ängstlich aus dem Zimmer.

— Eine neue Bekanntschaft! dachte Franz. Vielleicht eine Kupplerin des Advocaten. Es mag gut sein, wenn man erfährt, daß ich hier wohne. Meine Ansprüche an das Mobiliar gebe ich nicht auf. O, bräche doch der erste Mai an!

Der ersehnte Tag kam. Gegen Mittag ward die Glocke gezogen. In fieberhafter Hast öffnete Franz die Thür. Das bleiche junge Mädchen stand an der Schwelle.

— Ich bringe Ihnen einen Brief, sagte sie lächelnd.

— Von wem?

— Von Gertrud.

— Und mein Kind?

— Lesen Sie!

Franz riß das Couvert auf. „Mein Herr, las er, Umstände zwingen mich, Ihnen Marie einige Tage später zuzuführen; bleiben Sie in Ihrer Wohnung und zählen Sie darauf, daß ich Wort halte. Was geschieht, geschieht zu Ihrem und des Kindes Heil. Entfernen Sie sich nicht, Marie kann, je nach Umständen, zu jeder Stunde ankommen. Gertrud.“

Als Franz aufblickte, war die Botin verschwunden.

— Seltsam! murmelte er, indem er die Thür schloß. Ich werde warten.

VIII.

Es war dunkel, als Franz das Haus verließ, um dem wackern Daniel einen Besuch abzustatten. Heute trug er einen leichten Mantel und einen grauen Filzhut, um sich unkenntlich zu machen. Er erreichte glücklich das Stübchen. Der alte Mann rauchte sein Abendpfeifchen. Der Laden des Fensters war geschlossen, auf dem Tische brannte die Zinnlampe. Kaum hatten sich die beiden Männer begrüßt, als man ein leises Klopfen an den Fensterladen hörte.

— Verbergen Sie sich!

Franz schlüpfte in die Kammer. Daniel ging hinaus.

Eine Gestalt, die sich nicht deutlich erkennen ließ, stand in dem finstern schmalen Gange, der von den hohen Speichern gebildet ward.

— Sind Sie Herr Daniel, der Schließer von diesem Hause? flüsterte eine leise Stimme.

— Ja, ich bin der alte Daniel.

— Nehmen Sie.

— Was?

— Ein Briefchen.

Der Greis fühlte das Papier in seiner Hand; er wollte fragen, aber die Gestalt war verschwunden, ihre leisen Schritte ließen sich noch einige Augenblicke vernehmen, dann war alles still.

— Was ist das? dachte der Schließer.

Er kam in das Zimmer zurück. Hier holte er aus einem schwarzen Futterale seine Hornbrille hervor, setzte sie bedächtig auf die etwas geröthete breite Nase, und las, den Brief an die Lampe haltend, die Adresse.

— Ganz recht, an mich!

Nun öffnete er und las: „Diesen Abend eilf Uhr werden Sie einen Besuch von Herrn Roland erhalten; nehmen Sie sich in Acht, man wird Sie in den Kanal stoßen, damit es morgen heiße, Sie seien in der Nacht verunglückt. Diese Warnung kommt von einem Freunde des unglücklichen Franz Wiemann.“

Daniel las die Zeilen noch einmal, als ob er seinen Augen nicht recht trauete; er fand denselben Inhalt.

— Hm, murmelte er, die Warnung verdient, daß man darauf achtet. Aber wer, zum Teufel, mag der gute Freund sein, der die Absichten des Herrn Roland so genau kennt! Wollen einmal sehen, was aus der Sache wird.

Nachdem er den Brief in der Tasche seiner kurzen Jacke verborgen, sah er nach der Schwarzwälder Uhr, die neben dem Ofen geräuschvoll ihren langen Pendel bewegte.

— Halb zehn Uhr! nun bleibt noch ein und eine halbe Stunde Zeit. Kommen Sie Herr Franz! Es ist nichts, rief er laut. Herr Roland hat mir angezeigt, daß er diese Nacht in dem Landhause seines Sohnes bleibt. Die ganze Familie ist draußen. Wir sind heute allein, und darum wollen wir eine Flasche Wein trinken.

Franz wußte, daß der Alte ein gutes Glas liebte, er nahm die Einladung gern an. Daniel holte aus dem Wandschranke eine Flasche und zwei Gläser. Die Männer tranken.

— Freund, begann der Schließer, ein jeder Mensch hat seine Feinde; auch ich habe sie.

— Unmöglich, Sie beleidigen ja keine Seele, sind ein treuer Diener Ihres Herrn . . .

— Vielleicht deshalb. Doch lassen wir das Vermuthen und Grübeln — sind Sie mein Freund, Herr Franz?

— Könnte ich doch durch die That beweisen, daß ich dankbar bin!

Sie können es! sagte der Greis, dessen geröthete Augen sich fest auf den jungen Mann gerichtet hatten.

— So bin ich bereit.

— Schwören Sie mir, kein Wort von dem zu sagen, was ich jetzt von Ihnen fordern werde, selbst wenn meine Befürchtungen ungegründet sind.

— Ich schwöre es bei dem Haupte meines lieben Kindes!

— Das genügt, denn Sie sind ein guter Vater. Hören Sie mich an, fuhr Daniel ganz leise fort. Gegen eilf Uhr besteigen Sie den kleinen Kahn, der hinten auf dem Kanale liegt. Sie kennen ihn, der Sie oft darin gefahren sind. Die Nacht ist finster — Sie können sich in der Nähe der Treppe halten, die zu dem Wasser führt. Vielleicht nehme ich ein Bad; dann werde ich mich an dem Kahne halten, den Sie langsam fortgleiten lassen, aber nur dann erst, wenn Sie meine Hände fühlen. Richten Sie die ganze Geschichte so ein, daß der, der am Ufer steht, glauben muß, ich sei untergegangen und ertrunken. Gelingt Ihnen dies, so sprechen wir morgen mehr. Falle ich nicht in das Wasser, so fahren Sie nach dem jenseitigen Ufer, und gehen ruhig nach Hause. Den Kahn hole ich morgen zurück. Fragen Sie mich nicht, — ich gebe keine

Antwort. Nur soviel mögen Sie wissen, daß ein glücklicher Zufall diesen Abend Sie zu mir geführt hat!

Der Schließer holte eine zweite Flasche von dem köstlichen Rheinwein. Franz war sehr aufgeregt, er hatte lange nicht von dem Nectar getrunken, der wie Feuer seine Adern durchglühte. Die Zeit verfloß rasch. Die Schwarzwälder-Uhr zeigte drei Viertel auf elf. Daniel mahnte seinen Freund, den Posten einzunehmen. Franz, mit der Oertlichkeit vertraut, ging. Die schmale Gasse war finster, ein feiner Staubregen fiel aus dem schwarzen Himmel herab. Die Luft war angenehm lau. Der kräftige Wein hatte den armen Franz so ermuthigt, daß er einer kühnen That fähig gewesen wäre. Nur daran denkend, seinem alten Wohlthäter einen Dienst zu erzeugen, kam er bei dem Kanale, den der Hamburger Fleth nennt, an. Er ging die Stufen der Holztreppe hinab. Da lag das kleine Boot angeschlossen. Franz bestieg es und löste die Kette. Still setzte er sich auf den Boden des kleinen Fahrzeugs, das unbeweglich auf dem ruhigen, aber tiefen Wasser schwebte. Es war so dunkel durch den eingetretenen Regen geworden, daß sich nicht einmal die Umrisse der großen Magazine unterscheiden ließen, die an beiden Seiten des Kanals lagen. Von dem Nikolaithurme herab erklang die elfte Stunde. War es in den Straßen Hamburgs noch sehr lebhaft um diese Zeit, so regte sich zwischen den Magazinen und auf dem Kanal, wo das

Tagewerk längst geschlossen war, kein Laut. Die Gegend war wie ausgestorben. Aus den benachbarten Straßen erscholl der Ruf der Wächter und dann und wann das dumpfe Rasseln eines Wagens. Franz hatte keine Ahnung davon, daß das, was geschehen würde, mit seinem Schicksale zusammenhing; sein aufgeregter Geist beschäftigte sich mit Bildern aus der Jugendzeit, die er in dem Hause des Herrn Roland zwar unter angestrengten Arbeiten, aber glücklich verlebt hatte.

Da ließ sich plötzlich das Geräusch von Schritten mehrerer Personen vernehmen. Zwei Minuten später zeigte sich in dem Gange zwischen den Magazinen des Herrn Roland das Licht einer Laterne. Franz saß unbeweglich in seinem Kahne, der sieben bis acht Schritte von der Treppe auf dem Wasser schwamm. In dem schwachen Lichtkreise, den die Laterne beschrieb, erkannte er die Gestalt des alten Daniel, des Trägers der Laterne.

— Mache den Kahn los, Daniel! murmelte ein Mann.

— Gleich, Herr Roland!

— Ich habe zwei Flaschen auf deinem Tische gesehen — bist du betrunken?

— Nun, ein wenig flimmert es mir vor den Augen und die alte Holztreppe dreht sich. Ihr Wein, Herr Roland, ist stärker als der Riese Goliath, lallte Daniel wie ein Trunkener. Aber das macht nichts, ich werde Sie

schon an das andere Ufer bringen. Folgen Sie mir getrost, ich kenne jede Stufe. Hier ist der Ring, die Kette. — Gieb mir deine Hand, Daniel!

— Ja halten Sie mich, wenn ich mich bücke — der Wein macht den Kopf drehen! Wo ist Ihre Hand?

— Hier!

In demselben Augenblicke hörte man den Fall eines Körpers in das Wasser, die Laterne erlosch.

— O, o! rief Daniel's Stimme.

Einige Augenblicke rauschte die Fluth, als ob sie über einem Gegenstande zusammenschlüge, dann war Alles ruhig. Franz fühlte, daß sich Jemand an den Kahn klammerte; leise drückte er die lange Stange, die er in der Hand hielt, auf den Grund, und der Kahn bewegte sich langsam, den Schließer fortschleppend, der Mitte des breiten Kanals zu.

— Daniel! Daniel! rief leise der Kaufherr am Ufer.

Aber Daniel antwortete nicht, er ließ sich noch eine Zeit lang fortziehen, dann stieg er mit Hülfe seines Freundes geräuschlos in den Kahn.

— Alles geht gut, murmelte er leise. Aber Herr Roland ist ein Schuft, dem ich im Wege stand. Das hätte ich nicht gedacht! Ich habe längst gemerkt, daß er einen Streich im Schilde führte; aber diese Bosheit — gut, er soll glauben, ich sei ertrunken — da! Er warf seine Jacke

auf das Wasser, dann die Mütze. Stecken Sie diese Brieftasche zu sich, sie enthält meine Papiere.

— Um Gotteswillen, flüsterte Franz, was hat denn dies Alles zu bedeuten?

— Noch in dieser Nacht werden Sie es erfahren, denn wir müssen mit dem, was wir thun wollen, eilen. Hier muß eine Gasse sein — legen Sie an!

Der Kahn hielt an einer Treppe, die den Bewohnern des Ganges, wie man die schmalen Schlippen zwischen den alten Häusern nennt, zum Schöpfen des Wassers diente. An diese Treppe befestigte man den Kahn und stieg aus.

— Wohin nun? fragte Franz.

— In Ihre Wohnung — ich muß die Kleider wechseln.

Nach einer Viertelstunde standen die beiden Männer in dem Stübchen, das durch eine Lampe erhellt ward. Daniel zog einen Schlüssel aus der Tasche seiner großen Schoßweste.

— Sie haben mir das Leben gerettet, sagte er, indem er den Schlüssel auf den Tisch legte; nun sollen Sie erfahren, wie ich Ihnen dafür danke. O, Herr Roland, diesmal haben Sie falsch speculirt. Geben Sie, was Sie an Kleidern haben. Fragen Sie nicht, ich habe keine Zeit zu antworten.

Franz räumte den Kleiderschrank aus. Bald hatte Daniel seine nassen Kleider mit trockenen vertauscht.

— Ist eine Laterne vorhanden?

— Ja!

— Zünden Sie die Laterne an; die Lampe lassen Sie brennen, wir werden zurückkehren.

Die Männer verließen leise die Wohnung und das Haus. Franz ließ sich wie ein Träumender führen; Daniel aber murmelte im Zorn unverständliche Worte vor sich hin. Sie kamen an Roland's Hause vorbei.

— Der Schurke ist in seinem Zimmer — sehen Sie, die Fenster sind erleuchtet. Er geht ruhig zu Bette, ein Menschenleben ist dem Geldmanne Nichts! Morgen wird man meine Kleider und die Laterne in dem Kanale finden — dann heißt es: Der alte Schließer hat zwei Flaschen Wein getrunken und ist im Rausche in den Kanal gestürzt. Lassen wir die Leute in dem Glauben, fort, fort!

Sie gingen weiter, kamen durch das Gäßchen, und stiegen über die Treppe in den Kahn. In dem Augenblicke, als sie abstoßen wollten, erschien ein Knabe auf der Treppe.

— Um Gotteswillen, nehmen Sie mich mit! bat er athemlos.

— Wer bist du? fragte Franz.

— Der Bote, der Herrn Daniel die Warnung überbracht hat.

— Bursche, dir kann man trauen, denn deine Warnung ist pünktlich eingetroffen, flüsterte der Schließer. Ohne dich wäre ich nicht mehr am Leben. Du bist ein Freund meines Franz!

— Und des armen Anselm!

Der Knabe sprang in den Kahn, ohne eine Antwort abzuwarten; erschöpft sank er auf den Boden nieder. Man hätte ihn über Bord werfen müssen, wenn man Lust gehabt, sich seiner zu entledigen. Franz begriff nichts von den Vorgängen — er begann auf Daniel's Geheiß zu rudern. Der Kahn langte nach einiger Zeit an, und die drei Personen stiegen in den schmalen Hof Rolands. Der Knabe, eine zarte schmächtige Gestalt, zitterte wie im Fieber. Man gab ihm die Laterne.

Daniel lauschte; als er sich überzeugt, daß Alles still war, ging er rasch an dem finstern Magazine hin; plötzlich blieb er stehen.

— Leuchte!

Die Laterne beschien eine mit Eisen beschlagene Thür. Franz erinnerte sich, daß man durch diese Thür zu einem Keller gelangte, der deßhalb nicht benutzt ward, weil er feucht und sumpfig war. Eine schreckliche Ahnung stieg in ihm auf.

— Vorwärts, murmelte Daniel.

Die Thür war offen. Eine dumpfe Luft quoll den Eintretenden entgegen. Man schritt in dem niedern gewölbten Gange weiter. Der Knabe, die Laterne tragend, eilte in ängstlicher Hast voran. Eine zweite Thür, die nur angelehnt war, ward zurückgestoßen. Der Gang war noch lang. Da zeigte sich eine dritte Thür. Daniel kam mit seinem Schlüssel und öffnete. Er trat zuerst in einen runden Keller, dessen schwarze Decke auf starken Pfeilern ruhte.

— Herr Anselm! rief er mit starker Stimme.

Der Knabe stieß einen durchdringenden Schrei aus; die Laterne hoch emporhaltend, schwankte er einem elenden Bette zu, in dessen feuchten Kissen eine abgezehrte Menschengestalt lag.

— Auf, auf, armer Gefangener! rief Daniel. Die Stunde der Erlösung ist da!

Das bleiche Haupt eines Mannes richtete sich empor.

— Anselm! schrie der Knabe und sank wie ohnmächtig an dem Bette nieder.

Franz war keines Wortes fähig; er warf sich laut schluchzend über den armen Gefangenen, schloß ihn in die Arme und bedeckte die kalte Stirne desselben mit heißen Küssen. Das war ein so schmerzlich frohes Wiedersehen, wie es wohl selten im Menschenleben sich ereignet. Anselm lächelte den Freund wie im Wahnsinne an; er schien eine

Menge Fragen aussprechen zu wollen, aber die Kraft fehlte ihm, Worte zu gestalten. Der Knabe lag knieend auf dem feuchten Boden; er ergriff die welke Hand Anselm's und drückte sie krampfhaft an seine Lippen. Endlich richtete sich Anselm's Aufmerksamkeit auf den Knaben — er ergriff mit beiden Händen den Kopf desselben — seine Augen rissen sich weit auf — Louise, Louise! stammelte er in unbeschreiblichem Tone. Das ist das Bild, das mir in meiner traurigen Nacht vorgeschwebt! Louise, verlaß mich nicht wieder — ach die Nacht, die Einsamkeit ist fürchterlich! Louise, nun will ich sterben, ich habe dich noch einmal gesehen —! Aber bist du es denn auch? Ja, denn dieses treue Auge kann nur dir angehören . . . sprich doch nur ein Wort . . .

— Ich bin es, deine Louise, die gräßliche Qualen um dich gelitten hat!

Krampfhaft umschlangen sich die Liebenden, die nur dann erst an die Gegenwart der beiden Männer erinnert wurden, als Daniel zum Aufbruche mahnte. Man warf Anselm den Mantel um, den Franz getragen hatte. Louise und Franz führten den Gefangenen.

— Halt, sagte Daniel, wir dürfen nichts vergessen. Erschrecken Sie nicht.

Auf dem Tische neben dem Bette lag ein Pistol; der

Schließer ergriff das Pistol und feuerte es gegen den Boden ab — ein dumpfer Knall erfüllte das Gewölbe; die Kugel riß die Erde auf.

— Der Advocat hatte gut geladen! rief er.

— Louise, flüsterte Anselm, man wollte mich durch Grausamkeit zwingen, mit jener Waffe mir das Leben zu nehmen — die Hoffnung, dich wiederzusehen, hat mich mit Muth und Ausdauer erfüllt. Oft habe ich die Hand darnach ausgestreckt; dein Bild, das mir durch die Nacht leuchtete, hat die Hand zurückgescheucht!

— Diesen Knall hat Ihr Tyrann gehört, meinte Daniel. Ich bin in dem Kanale ertrunken. Sie haben sich den Schädel zerschmettert — Herr Roland wird ruhig schlafen. Aber Geduld, schlauer Mann, dein Erwachen soll nicht das angenehmste sein.

Er schloß sorgfältig die Thüren hinter sich. Bald schwebte der kleine Kahn, mit vier Personen beladen, den Kanal hinab. Auf demselben Wege, den sie gekommen waren, gelangten sie in die Wohnung Gertrud's. Die Empfindungen jener armen Menschen zu beschreiben, deren Leidensnacht sich plötzlich in einen heitern Freudentag verwandelt, wäre eine vergebliche Mühe; wir theilen die Erklärungen mit, die stattfanden, als der erste Freudenrausch vorüber war. Anselm, dessen starke jugendliche Natur den

zerstörenden Qualen des Kerkerlebens Trotz geboten, besaß noch Kraft genug, um dem Drange, sich mitzutheilen, zu genügen.

— Wer gab dir den Wechsel? fragte Franz.

— Roland selbst.

— Das dachte ich mir! rief Daniel.

— Er hatte von einigen leichtsinnigen Schulden gehört, die mich drückten; um meinen Eltern Kummer zu ersparen, wie er sagte, schenkte er mir den Wechsel unter der Bedingung, daß ich ihn durch den Kassier realisiren ließe und über die Sache schwiege. Ihnen, mein lieber Franz, habe ich eine Nothlüge gesagt. Die dreihundert Thaler brauchte ich wirklich sehr nöthig, um einen Wucherer zu bezahlen, der an jenem Sonnabend Nachmittag meinem Vater einen Besuch abstatten oder mich in Wechselhaft bringen lassen wollte. Während ich den einen Wechsel bezahlte, verfolgte mich ein anderer. Ich flüchtete nach Altona, von wo ich Sonntags Nachmittag zurückkehrte, um von Franz den Rest des Geldes zu holen und meine Schuld zu decken. Ich traf ihn nicht zu Hause. Da ich wußte, daß der fleißige Kassier mitunter auch Sonntags ein Stündchen zu arbeiten pflegte, ging ich nach dem Comptoir — es war verschlossen. Nun suchte ich Daniel auf, um ihn zu fragen. Herr Franz arbeitet in einer Nieder-

lage, war die Antwort. Ich ließ mich in die Niederlage führen, das heißt in jenen Keller. Kaum war ich eingetreten, als die Thür hinter mir zugeschlagen und verschlossen ward. Seit dieser Zeit habe ich kein menschliches Antlitz gesehen als das Daniel's, der mir kärglich Speise und Trank brachte. Das Pistol legte er eines Tages schweigend auf meinen Tisch. Ich begriff die Bedeutung desselben. Auf alle meine Fragen erhielt ich die kalte Antwort: Ich weiß es nicht! Ach laßt mich von den Qualen schweigen, die ich erduldet . . .

— Herr Anselm, was ich gethan, habe ich thun müssen, in Folge eines schweren Eides. Dort oben werde ich Rechenschaft ablegen müssen. Aber Gott ist mein Zeuge, daß ich nur auf eine Gelegenheit wartete, meines Eides ledig zu werden, obgleich mir Roland versicherte, daß ich die Hand zu einem guten Werke böte, denn Sie gingen mit schrecklichen Gedanken um. Einem Mörder brauche ich nicht Wort zu halten. — Herr Franz weiß, was geschehen ist — Sie sind nun frei. Ich war das blinde Werkzeug meines Herrn, nichts mehr. Nächst Gott verdanke ich mein Leben jenem Kinde, das mir die Warnung brachte.

— Wie haben Sie die Absicht Roland's erfahren? fragte Franz.

— Gertrud hat ein Gespräch zwischen Vater und Sohn

belauscht. Ich war am verflossenen Abend als Knabe gekleidet in dem Landhause — wir sprechen uns im Garten — ich eilte nach der Stadt, schrieb das Billet, und brachte es Ihnen. Von Unruhe gefoltert, belauschte ich am Laden Ihr Gespräch, dann hielt ich mich in der Nähe des Kanals auf, bis ich zu Ihnen in das Boot sprang. Eine seltsame Ahnung sagte mir, daß der Schließer, dem man nach dem Leben getrachtet, Etwas unternehmen würde — die Ahnung hat mich nicht getäuscht.

— Aber warum ist das Alles geschehen? fragte Franz. Warum? Warum? Der Kopf möchte mir zerspringen! die Lust allein, schuldlose Menschen elend zu machen, kann die beiden Roland's doch nicht zu solchen Verbrechen getrieben haben. Und Gertrud verläßt mich, um diesen schurkischen Advocaten zu heirathen, der mich, wenn er gewollt, vor Schmach hätte retten können!

— Wüßte ich mehr, ich würde mehr sagen! murmelte Daniel.

Die nächsten Stunden verfloßen unter Berathungen über die nächste Zukunft und unter der Sorge, die man dem erschöpften Anselm angedeihen ließ. Franz wollte mit Anbruch des Tages zu Herrn Diek, und Louise nach dem Landhause eilen. Bis dahin bereitete sie in der Küche ein Frühstück. Endlich erschien das Morgenroth durch die

Fenster; es verkündete einen schönen Maitag. Da ward heftig an der Glocke gezogen. Franz öffnete die Thür; er bebte zurück, Gertrud stand an der Schwelle. Sie war so erschöpft, daß sie fast zu Boden sank. Durch Zeichen gab sie den Wunsch zu erkennen, daß Franz sie in das Zimmer führen möge. Es geschah. Louise eilte der Freundin zu Hilfe. Man ließ die bis zum Tode Erschöpfte auf den Sopha nieder. Als sie Anselm erblickte, bedeckte sie mit beiden Händen das Gesicht und weinte bitterlich. Dann sprang sie auf und warf sich ihrem Manne erschüttert an die Brust.

— Jetzt erst hältst du mich für unschuldig? fragte Franz. Geh' du hast mich nie geliebt! Er entwand sich ihrer Umarmung.

— Ich verzeihe dir, Franz, du hast mich nie gekannt! Wenn ich auf die Scheidung von dir eingegangen, wenn ich dem Advocaten Hoffnung machte, seine Frau zu werden; wenn ich die Nähe des Menschen duldete, den ich für einen Verbrecher hielt, so geschah es aus Liebe zu dir, Franz. Ich habe dich verläugnet, um deine Ehre zu retten; ich habe mich meines Kindes entäußert, um ihm den Vater zu erhalten. Die Freundlichkeit, die ich zur Schau trug, dem Mörder meines Glückes gegenüber, bedeckte ein schwer bekümmertes Herz. Als ich dich auf dem Vorplatze empfing und kalt abfertigte, war Klara in diesem Zimmer; Franz,

hätte ich anders gehandelt, du würdest nie vor der Welt gerechtfertigt worden sein. Ich habe nie an deiner Unschuld gezweifelt, darum habe ich kühn das Werk unternommen, das mir gelungen ist. Du fordertest dein Kind von mir — ach, wie gern hätte ich es dir übergeben, um dich zu fesseln, die Hoffnung auf den Empfang Marien's sollte dich ermuthigen und von Schritten der Verzweiflung abhalten. Die Bemühungen der Familie Roland, dich mir verhaßt zu machen, zeigten mir die ersten Spuren zu dem Ziele, das ich zu erreichen suchen mußte. Gestern Abend erfuhr ich, daß Daniel beseitigt werden sollte; ich sandte Louisen ab, die sich mit mir zu gleichem Zwecke verbunden hatte. Anselm ist da, und mit ihm ist deine Ehre wieder zurückgekehrt — ich nehme es als fest an, wenn ich auch den Zusammenhang der Wechselangelegenheit nicht kenne; aber auch unser Glück ist zurückgekehrt. Willst du den Grund von allen diesen Verbrechen wissen? Man wollte mich von dir trennen, daß ich Paul's Frau werden sollte. Aber Paul liebte mich nicht etwa — Franz, hier sind die Documente, ich habe sie diese Nacht aus dem Sekretär des Advocaten genommen, wo ich nähere Aufschlüsse über Anselm zu finden hoffte — Die Documente des Bruders meines armen Vaters, der in Surinam starb — ich bin, ehe der Morgen grauete, zu Fuß, allein nach der Stadt geeilt, um dir zu sagen, daß ich die Erbin von vier Millionen

Gulden bin. Als Gattin Paul's sollte ich es erst erfahren — ich bin dem listigen Anwalte zuvor gekommen. Willst du nun deine Frau zurück nehmen? Hat sie nun bewiesen, daß Ihr Herz nicht kalt ist?

Franz war seiner Sinne kaum noch mächtig; er sank vor den Füßen der heldenmüthigen Gertrud nieder.

— Ja, ich habe dich nicht gekannt! rief er aus. Mein Gott, bedurfte es denn eines solchen Ereignisses, um mir die Augen zu öffnen?

Die Documente zeigten, daß Gertrud die Wahrheit gesagt, Paul, dem Gertrud's verstorbener Vater schon vor Jahren die Vollmacht ertheilte, das Vermögen des Bruders zu reklamiren, hatte die Angelegenheit in aller Stille so weit getrieben, daß die Tochter nur die Erbschaft in Amsterdam zu erheben brauchte. Welche Mittel er angewendet, um sich der vier Millionen zu versichern, wissen wir. Die Mitwirkung Roland's, des Vaters, ließ sich daraus erklären, daß das Haus Roland und Diek dem Bankerotte nahe war. Im Fall dieser ausbräche, sollte Anselm die Schuld mit daran tragen, denn es waren noch mehr falsche Wechsel in Umlauf, wie sich später erwies.

Man beschloß, in der Angelegenheit keinen Schritt zu thun, ehe man Herrn Diek um Rath gefragt. Nachdem Franz für Anselm Kleider besorgt, fuhren die beiden Män-

ner nach der Wohnung des Holländers. Das Wiedersehen des todtgeglaubten Sohnes war ein Erschütterndes. Herr Dick forderte, daß Alles ein Geheimniß bliebe, bis er mit Roland eine Unterredung gehabt, die am nächsten Tage stattfinden sollte; er fürchtete für sein Vermögen. Aber dieser Plan war vereitelt. In der folgenden Nacht gegen ein Uhr brach der Brand aus, der einen großen Theil der Stadt zerstörte — die Flammen schlugen zunächst aus den Speichern und Wohngebäuden Roland's. Ueber die Entstehung dieses weitumfassenden Unglücks hat man nie Gewißheit erlangt. Nach acht Tagen erst kamen die Bewohner Hamburgs wieder zur Ruhe. Unter der Zahl der Vermißten befand sich auch der Kaufherr Roland und sein Sohn, der Advocat. Franz und Gertrud nahmen an, daß Beide Rechenschaft vor dem ewigen Richter ablegten. Gegen die gottesfürchtige Madame Roland und Klara schritt man nicht weiter ein, und Herr Dick begnügte sich, das Landhaus des Advocaten als Entschädigung anzunehmen. Franz stellte seine Ehre auf das Glänzendste wieder her; er erhob die Erbschaft seiner Frau, nachdem die Scheidung gerichtlich annullirt worden war.

In Amsterdam blüht jetzt ein großes Handlungshaus unter der Firma „Wiemann und Dick." Die arme Louise ist die Gattin des reichen Handelsherrn, und Gertrud hört von ihrem Manne keinen Vorwurf mehr über Kälte und

durch Gleichgültigkeit. Er weiß, daß er treu und innig geliebt wird.

Daniel lebte noch ein Jahr nach diesen Ereignissen; dann starb er in Hamburg, nachdem er sein Vermögen, das aus achttausend Thalern bestand, Anselm Diek testirt hatte.

Herr Diek wohnt im Haag; die alten Tage des guten Herrn werden durch die treue Liebe seiner Kinder verschönt, zu denen er auch Franz und Gertrud zählt.

---

durch Gleichgültigkeit. Er weiß, daß er treu und innig geliebt wird.

Daniel lebte noch ein Jahr nach diesen Ereignissen; dann starb er in Hamburg, nachdem er sein Vermögen, das aus achttausend Thalern bestand, Anselm Diel testirt hatte.

Herr Diel wohnt im Haag; die alten Tage des guten Herrn werden durch die treue Liebe seiner Kinder verschönt, zu denen er auch Franz und Gertrud zählt.

Verirrungen.

Ein heißer Julitag war vorüber; die Sonne senkte sich langsam hinter die Berge, und in den Thälern dehnten sich die Schatten länger und länger. Der Spiegel des Züricher See's verlor von seinem hellen Silberscheine; statt seiner nahm er jene bläuliche Farbe an, die dem reizenden Landsee allein eigen ist, wenn das Gestirn des Tages sein blendendes Licht nicht mehr ausströmt.

Um diese Zeit verfolgte ein Reiter langsam den Weg, der sich wie ein weißes Band an dem blühenden Ufer hinzieht. Der Baron Felix von Dassel, dieser war der Reiter, mochte vielleicht achtunddreißig Jahre zählen; seine Gestalt war schlank, ein wenig hager, aber in seiner Haltung sprachen sich Kraft und Eleganz aus. Mit der Geschicklichkeit eines gewandten Reiters tummelte er den stolzen Rappen, der sich widerstrebend in die langsame Gang-

art fügte. Das Gesicht des Barons, das ein grauer Filzhut mit breiter Krämpe beschattete, hatte einen gelblichen Teint; der starke Bart über der Oberlippe war struppig und hellblond wie das Hauptshaar. Auf den ersten Blick hielt man den Baron für einen zähen, harten Charakter; aber sah man länger in das große blaue Auge, dessen Lider ein wenig geröthet waren, so bemerkte man eine Weichheit und Gutmüthigkeit, die schnell gewann und das Uninteressante der Gesichtszüge vergessen machte.

Der Baron mußte plötzlich sein Pferd anhalten, wenn er einen Mann nicht überreiten wollte, der langsam quer über den Weg ging und sich mühsam auf einen Krückstock stützte. Da der Punkt, an dem Beide so rasch zusammentrafen, in einer engen Biegung des Weges lag, konnte leicht ein Unglück geschehen, wenn der Reiter weniger Kraft und Gewandheit besessen hätte. Er warf das feurige Roß zur Seite, so daß der Mann mit dem Krückstocke ungefährdet über den Weg gehen konnte. Dann blieb dieser stehen und sah zu dem Reiter empor, der seinen schnaubenden Rappen durch Zureden und Streicheln zu beruhigen suchte.

Der Mann, welcher der Gefahr entronnen, war offenbar krank; es bewies dies seine bleiche Gesichtsfarbe und sein schleppender Gang. Er war noch jung, vielleicht dreißig und einige Jahre alt, sauber und elegant gekleidet und von stattlicher Gestalt. Sein großes dunkles Auge ruhte

auf dem Baron, der sich immer noch mit dem unruhigen Rosse beschäftigte.

— Felix! rief er nach einer Pause.

Der Baron sah zur Seite.

— Bei Gott, Du bist es! rief der Kranke.

Die freudige Ueberraschung des Barons, mit der er „Anton von Hagenau!“ ausrief, läßt sich nicht beschreiben; er sprang vom Pferde, nahm den Zügel in die Hand und eilte dem Freunde zu, den er fast stürmisch umarmte. Von beiden Seiten folgte nun Frage auf Frage.

— Begleite mich, Felix; ich wohne in jenem Hause!

Der Kranke deutete nach einem kleinen Landhause, das in kurzer Entfernung von der Landstraße reizend unter einer Baumgruppe lag. Ein mit Kiessand bestreuter Fußweg führte dorthin. Der Baron begleitete den Freund, das Pferd am Zügel haltend.

— Du bist krank, Anton.

— Ich bin krank, sehr krank gewesen, mein lieber Freund; hier, in der stärkenden Luft, hoffe ich bald meine volle Gesundheit wieder zu erlangen. Die ruhige Abgeschiedenheit von der Welt, die herrliche Natur und die Sorgfalt der alten Dame, die mich für den Sommer in Pension genommen — Alles übt einen wohlthätigen Eindruck auf mich aus. Und wie kommst Du an den See?

— Ich wohne mit Weib und Kind in dem nächsten Landhause.

— Du bist verheirathet?

— Schon seit vier Jahren. Du wirst mich besuchen, wirst meine Frau und mein Kind sehen und mich glücklich preisen. Anton, mein lieber alter Jugendgenosse, wenn meine Freundschaft Dir einen Dienst leisten kann, so zähle darauf.

Anton drückte dem Freunde die Hand.

— Dein Umgang genügt, antwortete er gerührt, meine Genesung zu beschleunigen. Mir fehlt nichts zur vollständigen Gemüthsruhe — Du wirst doch den ganzen Sommer hier verbringen?

— Es ist mein Plan, bis zur Mitte des Septembers die Landluft zu genießen. Mein kleiner dreijähriger Sohn ist schwächlich, er hat im verflossenen Winter viel gelitten — rufen mich nicht dringende Geschäfte zurück, so bleibe ich meinem Programme getreu. Wir werden uns täglich, stündlich sehen. Anton — meine Equipage steht Dir zu Gebote, mein Haus, meine Küche, mein Keller.

Die Freunde waren an die Gitterthür des Gartens gekommen, der sich vor dem freundlichen Landhause ausbreitete. Ein würziger Duft entquoll den Blumen, die ein junges Mädchen mit frischem Wasser tränkte. Das Mädchen war eine reizende, pikante Erscheinung. Es war in

Weiß gekleidet und trug eine Moosrose in dem dunkeln Haare. Das Gesicht war zart, blühend und frisch. Verschämt senkte sie die Augen auf die glänzende Gießkanne, die sie in der kleinen Hand hielt, und gab sich mit einem Eifer der Beschäftigung hin, als ob Gefahr im Verzuge läge.

— Ach, eine schöne Gärtnerin! meinte der Baron lächelnd.

— Agnes, die Enkelin der Räthin Hasse, der Besitzerin des Landhauses, fügte Anton hinzu. Und dort kommt die liebenswürdige Wirthin selbst.

Eine bejahrte Dame trat aus dem Salon des Erdgeschosses. Ihr volles Hauptthaar schimmerte weiß wie Schnee unter der feinen Spitzenhaube mit bunten Bändern. Wahrlich, das war eine stattliche, schöne Greisin! Trotz ihrer Corpulenz bewegte sie sich rasch durch den Garten den Ankommenden entgegen. Ehe sie grüßte, sprach sie ihre Besorgniß über das lange Ausbleiben des Patienten aus, wie sie ihren Gast nannte. Anton von Hagenau erzählte kurz, daß er seinen theuren Jugendfreund gefunden, und stellte der Dame den Baron vor. Felix, der den Zügel des Pferdes an das Gitter gebunden, folgte der Einladung und trat in den Salon, wo die Räthin mit Grazie die Honneurs machte. Das Landhaus war einfach, aber ele-

gant und freundlich eingerichtet. Ueberall bemerkte man die waltende Hand der geschmackvollen Dame.

— Ich erschrak, als ich Sie am Arme des fremden Herrn sah, meinte die Räthin, deren großes mildes Auge besorgt an dem bleichen Gesichte des Reconvalescenten hing.

— Warum? fragte Anton, ihr die Hand küssend.

— Weil ich glaubte, es sei Ihnen Etwas zugestoßen, daß Sie der Hülfe bedürften. Es ist nicht gut, daß Sie ohne Begleitung Ihre Spaziergänge machen. Ich wäre untröstlich, wenn ich Ihrer Tante nicht immer Gutes berichten könnte. Sie müssen wissen, Herr Baron, daß Frau von Hagenau, die ich zu meinen intimsten Freundinnen aus früherer Zeit zähle, mir den Neffen auf die Seele gebunden hat. Ich bin mit mütterlicher Gewalt ausgerüstet, fügte sie lächelnd hinzu.

— Ich wünsche meinem Freunde Glück zu diesem heilbringenden Abhängigkeitsverhältnisse, antwortete verbindlich der Baron. So wird sich mütterliche Sorgfalt mit der Freundschaft theilen, dem armen Anton die Gesundheit zurückzugeben. Ich bewohne das Landhaus, das zehn Minuten von hier am See liegt —

— Die Besitzung des Banquiers S.?

— Dieselbe. Ich habe das reizende Grundstück käuflich an mich gebracht. Erlauben Sie mir, Frau Räthin, daß ich mich Ihnen als Nachbar vorstelle.

Die alte Dame verneigte sich tief. Sie versicherte, daß sie sich glücklich preise, den Baron näher kennen zu lernen, der ein Freund ihres Pflegebefohlenen sei.

— Wir haben uns seit fünf Jahren nicht gesehen, sagte Anton. Daß ich meinen Felix hier finden würde, hätte ich mir wahrlich nicht träumen lassen. Scheint es doch, als ob der Himmel mich für die erlittene schmerzhafte Krankheit entschädigen wollte. Komm' noch einmal in meine Arme, Herzensfreund!

Beide umarmten und küßten sich.

— Ich ziehe mich zurück, sagte die Räthin. Freunde, die sich so lange nicht gesehen, haben sich wohl Mancherlei mitzutheilen.

Man wollte sie zurückhalten; aber die Räthin schützte häusliche Geschäfte vor und entfernte sich.

— Eine wahre Ninon! rief leise der Baron.

— Das ist sie, antwortete Anton.

— Sie muß vor dreißig Jahren reizend gewesen sein.

— Sage vor vierzig Jahren, Freund.

— Du greifest zu weit zurück, Anton.

— Wie alt schätzest Du die Räthin?

— Fünfzig bis fünfundfünfzig.

— Vor vier Wochen hat sie ihren siebzigsten Geburtstag gefeiert.

— Unmöglich! Diese Schweizerin wird so alt als Ninon, die im neunzigsten Jahre gestorben ist.

— Sollte sie auch, wie Voltaire von seiner Ninon sagt, in ihrem siebzigsten Jahre die letzte Thorheit begehen? fragte der Baron mit einem vielsagenden Blicke.

— Wenigstens werde ich ihr die Hand dazu nicht bieten. Ich habe mit den Frauen gebrochen — diese hier betrachte ich als Mutter, und die liebliche Agnes, die Du draußen im Garten gesehen, als Schwester.

— Was ist das, Freund? rief erstaunt der Baron. Hast Du böse Erfahrungen gemacht?

Anton nickte schmerzlich mit dem Kopfe.

— Folge mir in mein Zimmer, ich werde Dir kurz meine letzte Vergangenheit erzählen. Und dann urtheile, ob ich nicht Grund habe, mich vor den Frauen zu hüten.

Die beiden Freunde befanden sich in einem freundlichen Gemache, dessen Fenster die Aussicht über den unmittelbar an das Haus grenzenden See gestatteten. Die Spitzen der fernen Berge glüheten im Purpur des Abendroths. Auf der dunkeln Fläche des Wassers bewegten sich Boote mit weißen Segeln. Die Fenster der zerstreut liegenden Landhäuser warfen den Schein des Abendroths zurück; sie glüheten wie Feuer. In den Bäumen, deren

Wipfel sich über dem Hause zu einem Dache wölbten, sangen leise und immer leiser die Vögel. Von Zeit zu Zeit bewegte ein leises Lüftchen die Zweige der Gesträuche, die im vollen Blüthenschmucke des kaum begonnenen Sommers prangten.

Anton von Hagenau saß mit seinem Freunde in einem Sopha, das dem Fenster gegenüberstand. Beide rauchten Cigarren.

— Du wohnst reizend, Anton! begann Felix.

— Mir fehlt Nichts als Gemüthsruhe, um dieses Paradieses ganz froh zu werden. Es giebt Augenblicke, in denen ich vergessen kann; aber wenn ich diese lachende Landschaft hinausschaue, wenn ich überall ein freudiges Leben gewahre, dann erwacht das bittere Gefühl über mein Schicksal. Felix, mein ganzes Leben ist ein verfehltes — und leider muß ich bekennen, ich schäme mich dessen nicht, daß die Frauen die Schuld daran tragen. Statt mich in Klagen zu ergießen, werde ich Dir die letzten Ereignisse meines Lebens erzählen; sprich dann Dein Urtheil über mich und meine Handlungsweise. Aber, Freund, erlaß es mir, Dir den Namen des Dämons in Engelgestalt zu nennen, an dem ich mit der Leidenschaft hing, die mein Verderben wurde. Ich weiß, daß ich Deiner Discretion vertrauen kann; aber so lange ein gewisses Geheimniß nicht aufgeklärt ist, so lange das Drama nicht abgeschlossen, in

dem ich die Rolle des unglücklichen Helden spiele, so lange werde ich den Namen nicht über meine Lippen bringen.

— Kenne ich die Urheberin Deines Unglücks? fragte Felix.

— Nein, ich glaube nicht. Du hattest das Regiment verlassen und den Posten bei der Gesandtschaft übernommen, als Ulrike — wir wollen sie so nennen — an der Seite ihres Vaters in den Cirkeln erschien, die ich zu besuchen pflegte. Felix, wie soll ich Dir den Eindruck beschreiben, den diese Erscheinung auf mich ausübte? Noch nie im Leben bin ich so ergriffen gewesen, als bei dem Anblicke jener hehren Gestalt voll Adel und Würde. Der Mund, die Nase, die ganze Form des Gesichts waren so bewunderungswürdig schön, daß ein Raphael sie an einem Muttergottesbilde nicht vollkommener malen kann. In den blauen Augen lag etwas Rührendes, und ihre weiche, klangvolle Stimme sprach zum Herzen. Alles, was sie sagte, war tief gefühlt und geistreich, ihr Urtheil war richtig und erhielt dadurch einen besondern Werth, daß sie es mit großer, fast übertriebener Bescheidenheit aussprach.

— Du schilderst mir ein außerordentliches Weib! rief Felix.

— Das ist sie, in jeder Beziehung

— Ich möchte den Engel sehen, der Dich so enthusiasmirt hat.

— Nicht ich allein — jeder, der sie kennen gelernt, schwärmt für sie. Bald genoß ich das Glück, nach dem ich mit ganzer Seele strebte — Ulrike zeichnete mich aus in dem Kreise ihrer Verehrer, ihre Blicke waren beredter als ihre Lippen, sie tanzte auf den Bälleu nur mit mir und nahm von mir die Blumen an, die ich ihr als Zeichen meiner Verehrung überreichte. Dem Vater entgingen meine Aufmerksamkeiten für die Tochter nicht; er behandelte mich mit Auszeichnung und lud mich in sein Hotel ein. Wir haben nie ein Wort von Liebe gesprochen; aber ihr Benehmen gegen mich zeigte die innigste Neigung, und das war mir genug. Als der Winter verflossen, glaubte ich mit meinen Bewerbungen hervortreten zu können. Da fielen mir meine Verhältnisse ein, die um jene Zeit nicht die glänzendsten waren. Ich hatte Schulden, die sich durch den Umgang mit der Dame meines Herzens bedeutend gemehrt. Um meine Angelegenheiten zu ordnen, schrieb ich an einen Vetter und bat ihn um Darleihung eines Capitals, das ich ihm zurückzahlen wollte, sobald ich durch die Heirath in den Besitz des Vermögens meiner Frau gelangt sei.

— Konntest Du bis dahin Deine Gläubiger nicht vertrösten? fragte Felix.

— Nein.

— Warum?

— Weil ich noch nicht von einer Angelegenheit reden wollte, die so ungewiß war und im glücklichsten Falle sich so weit hinausziehen konnte, daß den drängenden Gläubigern die Geduld verging. Mein Vetter, ein reicher Hagestolz, sah die Heirath gern, denn er wollte, daß der Name „Hagenau“ fortbestände. Ich bezeichnete ihm also die Anleihe als das einzige Mittel, das zur Erfüllung seines Wunsches diene, und schilderte ihm meine Braut mit den glühendsten Farben. Während des Briefwechsels setzte ich mich in der Gunst der reizenden Ulrike immer fester, und eines Abends kam es zu einer Erklärung. Jetzt hätte ich um keinen Preis das reizende Geschöpf auch nur ahnen lassen, daß ich mir Hoffnung auf die Mitgift mache. Ulrike wollte ihrer selbst willen geliebt sein, und ich schwor ihr, daß ich nur in ihrem Besitze glücklich sein könne. Die Vermögensangelegenheit war ein zufälliger Nebenumstand, dessen ich wahrlich nicht gedacht haben würde, wenn die Gläubiger mich in Ruhe gelassen hätten. So schien sich Alles einem glücklichen Ziele zuzuneigen. Der Sommer kam. Ulrike ging mit ihrem Vater nach Wiesbaden. Ich versprach nachzukommen, sobald die Frühjahrübungen vor über seien. Von dem Vetter, dessen Zusage ich erwartete, blieb die definitive Erklärung aus. Auf zwei oder drei Briefe erhielt ich gar keine Antwort. Endlich konnte ich reisen. Durch eine letzte gewaltige Anstrengung verschaffte

ich mir die Mittel, um einige Wochen anständig in Wiesbaden zu leben. Auf der Reise dorthin berührte ich das Gut des Vetters; ich wollte mit ihm persönlich verhandeln. Sein Administrator sagte mir, daß er, der Vetter, um seine Gesundheit zu befestigen, für längere Zeit nach Italien gereist sei. Diese Nachricht traf mich wie ein Donnerschlag. Ich setzte meine Reise fort und kam in Wiesbaden an. Es war gegen Abend, als ich Ulriken in der Promenade traf. Wie geblendet stand ich vor ihr, die einen reizenden Sommeranzug trug. Mir schien, als ob sie noch reizender, noch verführerischer geworden sei — Felix, ich hielt sie für ein Wesen höherer Art. Sie empfing mich freundlich, aber zurückhaltend. Da unsere Liebe aller Welt, selbst dem Vater, ein Geheimniß war, hielt ich den Empfang für eine natürliche Folge dieses Umstandes. Die Trennung von ihr und das Hinderniß, das sich mir durch die Reise des Vetters entgegenstellte, hatten meine Liebe zur höchsten Leidenschaft gesteigert. An eine Umwandlung ihrer Gesinnung gegen mich glaubte ich ebensowenig, als an den Einsturz des Himmels. Am zweiten Tage nach meiner Ankunft fand ich die erste Gelegenheit, mit ihr allein zu sein. Wir gingen in dem Garten des Landhauses, das sie bewohnte, auf und ab. Der Vater hielt Nachmittagsruhe. Ein banges Gefühl sagte mir, daß Etwas vorgegangen sein müsse; um mir Gewißheit zu verschaffen, stellte ich einige Fragen,

denen sie nicht ausweichen konnte, ohne mich zu verletzen. Sie sah mich ernst mit ihren großen, seelenvollen Augen an.

— Mein Herr, sagte sie mit erregter Stimme, ich habe mich zu meinem schmerzlichen Bedauern in Ihnen getäuscht. Sie wollen Offenheit, und sie soll Ihnen werden.

— Was ist das? rief ich bestürzt.

Ich sah, daß ihre Augen feucht wurden. Fast besinnungslos warf ich mich zu ihren Füßen nieder und beschwor sie, mir den Grund ihres seltsamen Benehmens mitzutheilen, damit ich mich rechtfertigen könne. Sie sah traurig auf mich nieder und antwortete, indem sie das schöne Haupt wiegte:

— Nein, ich vermag es nicht; gehen Sie zu meinem Vater!

Sie zog ihre Hand zurück und verschwand zwischen den Büschen. Ich bedurfte einer langen Zeit, um mich zu erholen. Tausend Gedanken stürmten auf mich ein. Was konnte sie veranlassen, sich von mir abzuwenden? In wiefern hatte sie sich in mir getäuscht? Ich liebte sie aufrichtig und grenzenlos, und seit ich sie kannte, war Nichts geschehen, das sie berechtigte, Zweifel in meine Neigung zu setzen. Mir lag Alles daran, Gewißheit zu erlangen. Ich ging in das Haus und fragte nach dem Vater. Er saß in seinem Zimmer beim Kaffee. Mit Mühe errang ich so viel Fassung, als nöthig war, um ruhig das Gespräch einzuleiten.

— Meine Tochter, sagte der Alte, ist ein seltsames Wesen; ich habe Ihre Neigung zu ihr geweckt und gebilligt, — aber, mein Herr, Sie haben einen großen Fehler begangen.

— Nennen Sie mir den Fehler!

— Meine Tochter hat mich darum ersucht.

— In des Himmels Namen, kommen Sie zum Ziele! rief ich, da ich wie auf der Folter stand.

— Sie haben Schulden auf das Vermögen Ihrer künftigen Frau machen wollen.

— Felix, ich glaubte vergehen zu müssen! rief Anton, dessen bleiches Gesicht bei der Erinnerung an jene Scene sich leicht gefärbt hatte. Ein kalter Schauder durchbebte meine Glieder; ich wagte es nicht, den alten Mann anzusehen, der in ruhiger Theilnahme fortfuhr:

— Meine Tochter, die annimmt, daß ihr Vermögen Sie reizt, fühlt sich tief verletzt; sie glaubt nicht an die Aufrichtigkeit Ihrer Gesinnung und hält die Verbindung, von der Sie gesprochen, für eine Speculation. Ich übe keinen Einfluß auf die Herzensangelegenheit meines Kindes aus, in dessen Namen ich Ihnen die Erklärung abgebe, daß es sich jeder Verpflichtung gegen Sie entbunden erachtet. Unterlassen Sie jede Annäherung; es wird vergebens sein, meine Tochter bekehren zu wollen, die ein gutes Herz, aber

auch einen festen Kopf besitzt. Sie will ihrer selbst und nicht des Vermögens willen geliebt sein.

Auf mein Ersuchen theilte mir nun der Alte mit, daß mein Vetter sich erkundigt habe, ob die Heirath, von der ich ihm geschrieben, wirklich projectirt sei, und ob die Braut den Schuldschein mit unterzeichnen wolle. Dieses Ansinnen sei mit Entrüstung abgelehnt worden.

— Dein Vetter, mein Freund, rief Felix, ist so taktlos verfahren, daß er eine Züchtigung verdient. Vielleicht hat er sein Capital zu guten Zinsen anlegen wollen.

— Er ist ein Geizhals, ein Wucherer! der Elende besitzt weder Weib noch Kind, und dennoch scharrt er ein immenses Vermögen zusammen. Stirbt er, so fällt ein Theil davon auf mich zurück, wenn er mich nicht enterbt, was nach den letzten Vorgängen unfehlbar geschehen wird.

— Erzähle weiter, mein armer Freund!

— Leugnen konnte ich nicht, denn das, was man mir zur Last legte, hatte ich wirklich gethan. Um mich nicht zu entschuldigen, bemühete ich mich nun, dem Alten die Sache in dem richtigen Lichte darzustellen. Er fand mich nicht so strafbar, drückte sein Bedauern über das unglückliche Ereigniß aus und versicherte, daß seine Tochter mich wirklich geliebt habe, daß sie aber nicht zu bewegen sei, mein Benehmen anders aufzufassen.

— Eine seltsame Frauennatur! Nach dieser Erklärung hättest Du eine neue Annäherung versuchen sollen.

— Ich habe sie versucht.

— Und nun?

— Sie ist unglücklich ausgefallen.

— Wie äußerte sich Deine Schöne?

— Sie hat meinen Brief unerbrochen zurückgeschickt.

— Du hättest selbst zu ihr gehen sollen.

— Das war unmöglich, denn sie verließ zwei Tage nach der Unterredung, die ich mit dem Vater gehabt, Wiesbaden.

— Wohin ist sie gereist?

— Ich habe nie Etwas darüber erfahren können; aber man vermuthet, daß sie im Elsaß lebt. Felix, erlaß es mir, Dir die Gemüthsstimmung zu schildern, in der ich in meine Garnison zurückkehrte. Zwar hatte ich meine Liebe geheim gehalten; aber der Umgang mit Ulriken hatte dennoch mancherlei Vermuthungen erweckt und der Medisance Nahrung gegeben. Tausend verschiedene Gerüchte verbreiteten sich über die Schöne, die so plötzlich aufgetaucht und eben so plötzlich wieder verschwunden war. Zu welchem Zwecke hatte sie den Winter in der Stadt verlebt? fragte man sich. Woher und wohin ist sie gekommen? Freund, ich habe seltsame Dinge hören müssen. Trotzdem blieb meine Liebe dieselbe, und mein Groll auf den Vetter

mehrte sich, dessen Indiscretion mich um das Glück meines Lebens gebracht hatte. Ich klagte meiner alten Tante mein Leid; diese aber konnte mir nicht helfen, da sie nur eine kleine Witwenpension bezog. Die Gläubiger stürmten dergestalt auf mich ein, daß ich meine Insolvenz anzeigen und das Regiment verlassen mußte. Ich ging zu der guten Tante, die mich mit offenen Armen aufnahm und mit mir theilte, was sie besaß. Der Vetter blieb länger als zwei Jahre auf Reisen. Mit Ungeduld erwartete ich seine Rückkehr, die endlich erfolgte. Eines Tages überraschte er die Tante mit seinem Besuche. Er hatte nicht gewußt, daß ich bei ihr Zuflucht gesucht und gefunden. Mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit begrüßte er mich und that, als ob Nichts vorgefallen wäre; er wunderte sich nicht einmal, daß ich den Dienst verlassen hatte.

— Der Vetter ist wohl sehr beschränkt? meinte Felix.

— Nein, er ist ein schlauer Schurke. Auch ich hatte mich über seinen Charakter getäuscht, hatte ihn für einen einfältigen Menschen gehalten, der außer dem Geize kein Laster besitzt. Jetzt wurde ich eines Andern belehrt. Meine Erbitterung wuchs, je unbefangener der Vetter sich benahm. In dem Zimmer des Hotels, das er bewohnte, stellte ich ihn zur Rede.

— Ah, Sie sind wirklich verliebt, Vetter! rief er lachend. Verliebte handeln nicht mit klarer Besinnung.

— Sie haben nicht als Edelmann gehandelt! sagte ich ihm in das Gesicht.

Der Vetter starrte mich einen Augenblick an.

— Das sagen Sie mir? murmelte er.

— Ich, Ihr Neffe!

— Der mich beerben will?

— Lassen wir die Erbschaft; sie kann mich nicht bestimmen, mein Urtheil über Sie zu ändern.

— Was urtheilen Sie denn über mich? fragte der Filz keck. Ich bin doch neugierig.

— Daß Sie mein Vertrauen gemißbraucht haben.

— O, man wirft nicht gleich zehntausend Thaler durch das Fenster! Ich wollte Ihre Angelegenheit vermitteln, und darum fragte ich nach dem Stande der Dinge. Ihre Braut, mein bester Neffe, ist so schön, daß ich mich entschließen könnte, sie zu heirathen.

Mir fiel ein Schleier von den Augen. Der Vetter mochte fünf bis sechsundvierzig Jahre alt sein, war ein stattlicher, kräftiger Mann und nicht ohne Bildung. Sollten die Schönheit und das Vermögen Ulrike's ihn zu dem boshaften Streiche veranlaßt haben? Sein höhnisches Lächeln verscheuchte die Ruhe, die ich mir bewahrt hatte.

— Sie sind ein Elender! rief ich aus, indem ich ihm einen Handschlag auf die Schulter versetzte.

Der Vetter stellte sich, als ob er einen Stich in das Herz erhalten hätte.

— Sie vergreifen sich an mir, stammelte er — das ist viel. Haben Sie vergessen, daß ich Edelmann bin?

— Bis jetzt haben Sie sich nur als einen Elenden gezeigt, den der Adel verstoßen müßte. Ich hätte Sie auf Degen gefordert, wenn mir Ihre Feigheit nicht bekannt wäre.

— Meine Feigheit? Wer sagt Ihnen, daß ich feig bin?

— Zeigen Sie Ihren Muth!

— Das wird geschehen.

— Sie haben einen Schlag von mir erhalten.

— Dafür sende ich Ihnen meinen Cartelträger, den Sie diesen Nachmittag erwarten mögen.

Mein Geschäft war zu Ende; ich ging. Das Duell war mir willkommen, denn es bot mir Gelegenheit, Rache an dem Zerstörer meines Glücks zu nehmen. Außerdem lag mir nichts mehr am Leben, das mir ohne den Besitz der Geliebten freudenlos erschien. Der guten Tante verschwieg ich, was zwischen dem Vetter und mir vorgegangen, denn das Duell durfte nicht verhindert werden.

Gegen Abend trat ein mir völlig fremder Mann in mein Zimmer; ich hielt ihn für einen ausgedienten Militair, obgleich er kaum vierzig Jahre zählen mochte. Sein Benehmen war kalt und gemessen, aber decent, selbst

würdevoll, wie es sich für einen Cartellträger schickt. Ich fragte ihn um Stand und Namen. Er nannte sich Friedrich von Kronau.

— Ah, Kronau! rief Felix überrascht.

— Kennst Du ihn?

— Ich habe ihn in Homburg kennen gelernt; er ist ein Spieler von Profession, ein Roué ersten Ranges. Fahre fort, ich komme später auf ihn zurück.

— Mit diesem Manne, den mir der Vetter geschickt, verabredete ich die Einzelnheiten des Duells, das am zweiten Tage in dem eine Stunde von der Stadt entfernten Forste stattfinden sollte. Aber woher sollte ich nun einen Secundanten nehmen? Da fiel mir der Sohn des Oberförsters ein, der als Freiwilliger bei einem Jägerregiment gedient hatte. Wir waren Freunde geworden bei einer Gelegenheit, die ich übergehe. Unter dem Vorwande, die Oberförsterin zu besuchen, verabschiedete ich mich von der Tante und versprach, am folgenden Tage zurückzukehren. Eduard Haller, der seinem Vater, dem Oberförster, im Amte beistand, war erfreut über meine Ankunft; ich theilte ihm meine Angelegenheit mit, und er versprach, mir zu secundiren. Der nächste Morgen brachte ein prachtvolles Herbstwetter. Um sieben Uhr befanden wir uns an dem verabredeten Platze. Wir brauchten nicht lange zu warten — der Vetter erschien mit seinem Secundanten, dem Herrn

von Kronau. Ein Wundarzt begleitete die beiden Letztern. Nach den gewöhnlichen Formalitäten begann das Duell. Ich war erstaunt über die Fertigkeit meines Vetters. Du weißt, daß ich ein guter Fechter bin — hier hatte ich meinen Mann gefunden.

— Wie ging das Duell aus?

— Ich ward schwer, der Vetter leicht verwundet. Während der Arzt mir den Verband anlegte, wand Kronau dem Vetter ein Tuch um den verwundeten Arm. Dann entfernten sich Beide. Eduard Haller schaffte mich heimlich in sein Stübchen, wohin uns der Arzt begleitete. Bei der Gefährlichkeit der Wunde war es nöthig, daß der Oberförster von meiner Anwesenheit, die sich in die Länge ziehen konnte, unterrichtet wurde. Der alte Mann, ein ehrenhafter Charakter, befahl, daß man mir die sorgsamste Pflege angedeihen lassen sollte. Eduard übernahm es, die Tante zu benachrichtigen. Aber trotz der liebevollen Pflege ward mein Zustand bedenklich. Man sagte mir, daß der Vetter, der in der Stadt lebte, sich oft nach mir erkundigen lasse. Gegen Ende des Winters erklärte der Arzt, daß die Gefahr zwar vorüber sei, aber die Sorgfalt in meiner Pflege dürfe sich nicht verringern. Für den Sommer rieth er mir den Aufenthalt in der stärkenden Bergluft. Zu Anfang des Frühlings machte ich meine ersten Spaziergänge durch den

Forst. Da trat mir, zu meiner großen Ueberraschung, der Vater Ulrik's entgegen.

— Was wollte der Alte?

— Er drückte sein inniges Beileid aus, lobte meinen Muth und versicherte mich der Theilnahme seiner Tochter, die über den unglücklichen Vorfall bis zum Tode betrübt sei.

— Halten Sie meine Liebe nun noch für eigennützig? fragte ich ihn.

— Nein, antwortete der Alte, Sie haben bewiesen, daß Sie ein Mann von Ehre sind.

— Und Ulrike?

— Auch sie hat ihre Ansicht geändert; sie bereuet den Ausspruch, den sie Ihnen gegenüber gethan. Es ist meine Mission, Ihnen dies mitzutheilen.

— Felix, rief Anton, ich kann Dir das freudige Gefühl nicht schildern, das diese Nachricht in mir erregte! Ich liebte ja das reizende Geschöpf noch, trotz ihres Eigensinns. Die Hoffnung, die ich längst aufgegeben, ward von Neuem angefacht, und ich bat den Alten, Ulriken der Unwandelbarkeit meiner Neigung zu versichern. Er versprach es.

— Mein armer Freund, sagte er hierauf, meine Tochter ist aber so unglücklich, als Sie. Die seltsame Verkettung der Umstände lastet schwer auf ihr; sie macht sich die bittersten Vorwürfe.

— Dennoch darf ich noch hoffen? fragte ich.

— Unter einer Bedingung.

— Ich erfülle jede. Mag Ulrike arm sein; ich werde arbeiten, werde mich um eine Anstellung bemühen —

— Darauf kommt es jetzt nicht an.

— Was forden Sie?

— Daß ihre Liebe und die Folgen derselben ein Geheimniß bleiben, daß Sie den Namen meiner Tochter nicht nennen und durchaus keinen Versuch machen, sich ihr zu nähern. Die Zeit wird kommen, daß man Sie aufsuchen und dem Ziele entgegen führen wird, das zu erreichen Sie wünschen. Diese Vorsicht ist sowohl in Ihrem, als in dem Interesse meiner Tochter nöthig. Sie kennen die Festigkeit Ulrike's — kommen Sie ihrem Wunsche nach und versichern Sie mir mit Ihrem Ehrenwort, daß Sie schweigen wollen. Führt Sie der Zufall ihr entgegen, so stellen Sie sich, als ob Sie sich nicht kennen. Ein Wort, selbst eine Miene würde für ewig eine Kluft zwischen Sie und Ulriken ziehen. Von Ihnen hängt es ab, sich in den Besitz der Geliebten zu setzen.

— Das ist eine abenteuerliche Geschichte! rief Felix.

— So romantisch wie der Charakter meiner Geliebten.

— Und was thatest Du?

— Ich verpfändete mein Ehrenwort, zu schweigen und zu harren. Daß ich Dir, meinem theuersten Jugendfreunde,

diese Mittheilungen gemacht, halte ich für keine Verletzung meines Versprechens. —

— Abgesehen davon, daß ich zu schweigen wissen werde, so habe ich ja durchaus keine Ahnung, wer Deine romantische Schöne sein kann. Ich wünsche Dir vom Herzen alles Glück.

— Man war nun darauf bedacht, fuhr Anton fort, meine Gesundheit rasch zu kräftigen. Die Tante, die für mich wie für ihren Sohn sorgt, schrieb an die Räthin Hasse, eine Freundin, die Besitzerin dieses Landhauses. Die Antwort fiel nach Wunsche aus. Ich reiste ab, ward hier freundlich empfangen und würde ganz glücklich sein, wenn mich die Ungewißheit über das Schicksal meines Herzens nicht plagte. Oft ist es mir, als ob man mich mystificiren wolle; dann taucht der Gedanke auf: man nährt die Hoffnung in mir, um meine Genesung zu beschleunigen — ach, Felix, ich führe ein seltsames Gemüthsleben. Es giebt Augenblicke, in denen ich mir lächerlich vorkomme. Ein gesetzter Mann geht auf solche Dinge ein, schmeichelt sich mit Hoffnungen, die vielleicht nie in Erfüllung gehen! So lange ich krank war, fand ich Gefallen an dieser Romantik — jemehr ich aber gesunde, je nüchterner denke ich darüber.

— Harre aus, Freund! sagte Felix, indem er aufstand. Deine Schöne ist eigensinnig, Dein Vetter ist ein

seltsamer Kauz, und Du bist über die Ohren verliebt. Spiele die Rolle fort, die man Dir in diesem Familiendrama zugetheilt hat — nimm, mit einem Worte, die Menschen wie sie sind. Morgen hole ich Dich ab, daß Du meine Familie kennen lernst. Für Zerstreuungen werde ich sorgen. Es wird dunkel — gute Nacht, Anton!

Der Baron schloß noch einmal den Freund an die Brust, dann verließ er das Zimmer. In dem kleinen Saale brannte die Lampe. Die Räthin und Agnes bereiteten das Nachtessen vor.

— Wie finden Sie meinen Pflegebefohlenen? fragte die alte Dame, die stolz auf ihre blendendweiße Küchenschürze war.

— Wie ich ihn stets gefunden: als den liebenswürdigen, sentimentalen Menschen.

— Ihr Freund, Herr Baron, ist ein romantischer Schwärmer! Er sucht die Einsamkeit und verschmäht unsere Gesellschaft. Wiese und Wald sind ihm lieber, als unser Gärtchen mit der traulichen Jasminlaube. Ich würde ihm gern die Freiheit gestatten, stundenlang umherzuschweifen, wenn seine Kräfte es nur erlaubten. Heute ist er ungewöhnlich lange geblieben — mir wurde angst um ihn.

Agnes, die am Tische beschäftigt war, sprach kein Wort. Der Baron betrachtete sie verstohlen. Er fand eine zarte,

reizende Blondine mit himmelblauen Augen und einem alabasterweißen Teint. Sie mochte einundzwanzig bis zweiundzwanzig Jahre zählen. Ihre Toilette war einfach und äußerst geschmackvoll. Die Verrichtungen am Tische vollbrachte Agnes mit der Geschicklichkeit, die eine lange Uebung voraussetzen läßt. Dies liebliche Kind mußte einmal eine bewunderungswürdige Hausfrau werden. Und Agnes wohnte mit Anton unter einem Dache, sie bediente ihn selbst! Sollte die Schöne nicht im Stande sein, die Liebesmelancholien Anton's zu heilen? Der Baron bauete einen Plan darauf.

— Sie, verehrte Dame, sagte er zu der Räthin, werden die völlige Heilung unseres armen Freundes vollbringen.

— Glauben Sie? fragte sie lächelnd.

— Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen dabei zur Hand gehe.

— Ich bitte Sie, mein Haus so oft als möglich zu besuchen.

— Halten wir gute Nachbarschaft; Sie sind ja verheirathet.

Der Baron küßte artig der alten Dame die Hand, grüßte Agnes, verließ das Landhaus, schwang sich auf das ungeduldig harrende Pferd und sprengte davon. Nach zehn Minuten ritt er in den Hof seines Landhauses. Er

sprang ab, warf einem Diener den Zügel zu und eilte in ein Zimmer des Erdgeschosses. Pauline, seine Gattin, eine schöne stolze Dame, trat ihm entgegen. Beide begrüßten sich zärtlich wie ein junges Ehepaar, das noch in den zärtlichen Flitterwochen lebt.

— Pauline, Du hast auf mich warten müssen! Verzeihe mir —

— Still, mein lieber Freund! Du kommst zeitig genug — unser Alfred wacht noch.

Sie hing sich an seinen Arm. Beide traten in das angrenzende Zimmer. In dem weißen Bette lag ein dreijähriger Knabe, der dem Vater hold entgegen lächelte. Der Baron bedeckte das blühende Gesichtchen des Kindes mit zärtlichen Küssen. Neben dem Bette stand die Bonne des Kindes, Friederike, ein bleiches, interessantes Mädchen von sieben- bis achtundzwanzig Jahren. Friederike war zugleich die Gesellschafterin der Baronin, zu welcher Eigenschaft sie eine überaus feine Bildung befähigte. Auf den ersten Blick bot ihre Erscheinung nichts Fesselndes; wer aber ihr dunkles, seelenvolles Auge, ihre zarten und charakteristischen Züge näher betrachtete, wer nur einmal ihre Stimme gehört und eine kurze Unterhaltung mit ihr gehabt hatte, konnte sich einer seltsamen Sympathie nicht erwehren. Ihre saubere und geschmackvolle Toilette, ihre zarten Hände, die

zierliche elastische Taille und die moderne Coiffüre ihres schwarzen Haares gaben ihr ein aristokratisches Ansehen.

Nachdem der Knabe sein Abendgebet gestammelt hatte, gingen die glücklichen Gatten in den Speisesaal. Später erschien auch Friederike, um an dem Nachtessen theilzunehmen.

Noch hatte der Baron nicht erzählt, daß er unvermuthet einen werthen Jugendfreund gefunden, als ein Bote aus Zürich ankam und einen expressen Brief brachte.

Der Baron las das Schreiben, ohne seinen Platz am Tische zu verlassen. Sein Gesicht ward ernst, fast düster. Er las mit großer Spannung den langen Brief.

— Von wo kommt der Brief? fragte Pauline, welche die Verstimmung ihres Gatten bemerkt hatte.

— Von dem Gesandten.

— Die Nachricht scheint Dir nicht willkommen zu sein. —

— Weil sie meinen Sommeraufenthalt in Frage stellt.

— Wie? rief Pauline überrascht.

— Ich werde die ganze Nacht arbeiten. Morgen früh muß die Antwort abgehen. Vielleicht gelingt es mir, die Angelegenheit so zu gestalten, daß ich noch einen Monat hier bleiben kann.

— Felix, ich spreche wiederholt die Ansicht aus, daß Du den Posten, den Du bekleidest, aufgeben kannst. Be=

darfst Du eines Gehaltes? Nein. Die Revenüen, die mein Vermögen gewährt, genügen, um uns ein standesgemäßes Leben zu sichern. Mache Dich frei und unabhängig, damit Du Deiner Familie leben kannst.

Der Baron verbarg den Brief in der Brusttasche seines Fracks. Dann reichte er seiner Gattin zärtlich die Hand.

— Du weißt, Pauline, daß ich mit ganzer Seele an Dir und unserm Kinde hänge; ich habe für den Sommer Urlaub genommen, um in dieser reizenden Abgeschiedenheit nur meiner Familie zu leben — es wäre ein harter Schlag für mich, wenn ich den Vorsatz, der mich glücklich macht, nicht ausführen könnte, wenn ich mich gerade jetzt von Dir trennen müßte.

— Aber es kommt ja nur auf Deinen Willen an, zu bleiben. Ein Vorwand, den Abschied zu fordern, ist bald gefunden. Den Gehalt, den Du beziehst, können wir entbehren.

— Verzeihung, Pauline, wenn ich Dir widerspreche. Der Gehalt fesselt mich nicht an meinen Posten, wohl aber die Ehre. Von Frankreich aus drohen Verwickelungen unserer politischen Verhältnisse, die eine Vereinigung aller diplomatischen Kräfte erfordern. Der Gesandte, dem ich attachirt bin, wird wahrscheinlich nach Paris gehen müssen. In diesem Falle vertrete ich die Gesandtschaft in der Residenz. Kann ich mich jetzt zurückziehen, der ich in alle Ver-

hältnisse eingeweiht bin? Soll ich mir eine Carriere zerstören, die ich mühsam angebahnt, und die mich jetzt gerade an ein glänzendes Ziel zu führen verspricht? Ich würde nicht nur unklug, ich würde auch feig handeln, wollte ich plötzlich in das Privatleben zurücktreten. Ich will das Vertrauen, das man in mich setzt, rechtfertigen und werde einer gewissen Partei, die mich um meine Stellung beneidet und vielfach anfeindet, zeigen, daß ich Kenntnisse und Energie besitze, die mir übertragenen schwierigen Functionen auszuführen. Ich hoffe, mein liebes Kind, Du wirst meine Gründe gelten lassen.

Pauline schwieg. Ihr schönes Gesicht war ernst geworden, in ihren blauen Augen sprach sich selbst ein Anflug von Verdruß aus. Der Baron war mit der politischen Angelegenheit so beschäftigt, daß er die Verstimmung seiner Gattin nicht bemerkte; er las zum dritten Male den Brief, küßte seine Gattin und zog sich dann in sein Zimmer zurück, das im ersten Stocke des Landhauses lag.

— Die leidige Diplomatie! sagte Pauline mit einem Seufzer. Sie stachelt den Ehrgeiz der Männer dergestalt an, daß sie Alles, selbst die Familie, darüber vergessen.

— Es ist wahr, antwortete Friederike mit ihrer weichen, zum Herzen sprechenden Stimme; die Herren Diplomaten werden von ihrer Wissenschaft völlig beherrscht.

Herz und Gemüth unterliegen im Kampfe mit dem Verstande.

— Und mit dem Ehrgeize! fügte Pauline schnell hinzu.

— Ludwig Napoleon, der die ganze europäische Diplomatie in Athem setzt, hat manches Frauenherz gegen sich eingenommen.

— Ich hasse den unruhigen Kopf, wenn ich seiner Energie auch meine Achtung nicht versagen kann.

— Vielleicht gestalten sich die Dinge besser, als wir glauben. Der Herr Baron wird seine Abreise zu verhindern suchen.

— Wir werden ja sehen! rief Pauline. Lange werde ich mich übrigens nicht mehr unter das Scepter der Diplomatie beugen. Was ist das für eine Ehe, die je nach den Launen Napoleon's still, froh oder verstimmt ist? Die schönsten Jahre vergehen unter Reisen, Kommen und Abschiednehmen. Dieser Punkt wird zwischen dem Baron und mir noch manche Meinungsverschiedenheit, selbst Streit veranlassen. Es ärgert mich, daß ich so viel darüber sprechen muß. Gute Nacht, Friederike!

Die Baronin zog sich in ihr Schlafzimmer zurück. Friederike sah ihr einige Augenblicke verwundert nach.

— Die arme, verblendete Frau! flüsterte sie vor sich hin. Sie weiß ihren Gatten nicht zu schätzen. Der Horizont dieser Ehe, die so glücklich sein könnte, umwölkt sich

immermehr. Könnte ich dazu beitragen, den Sturm abzuwenden!

Sie ging zu dem Knaben, in dessen Zimmer sie schlief.

Der Baron arbeitete bis nach Mitternacht.

In dem Landhause der Räthin öffneten sich schon früh die Fenster und Thüren. Die alte Dame, in einen weißen Morgenmantel gehüllt, überwachte die Arbeiten zweier Mägde. Agnes ordnete den Tisch in der Veranda; sie hatte bereits Toilette für den Tag gemacht. Es schlug sechs Uhr, als die Großmutter sich in ihrem Zimmer einschloß. Die nächste Stunde pflegte die alte Dame ihrer Correspondenz zu widmen. Um sieben Uhr erschien sie zum Frühstücke. Bis dahin herrschte Ruhe in dem ganzen Hause.

Sehen wir zu, wie Agnes die Zeit ausfüllte. Kaum hatte die Großmutter den Riegel vorgeschoben, als die Enkelin eine Magd rief.

— Bäbi!

— Hier bin ich, liebes Fräulein.

— Ich gehe hinter das Haus an den See.

— Gut, sagte lächelnd die treuherzige Bauerdirne.

— Sollte die Großmutter rufen, ehe ich zurückgekehrt bin —

— So gebe ich das Zeichen.

— Ich verlasse mich auf Dich, Bäbi.

— Gehen Sie in Gottes Namen! Unsere Frau Räthin hat heute viel zu schreiben; der Bote nach Zürich ist um acht Uhr bestellt.

Agnes warf eine leichte Mantille um die runden Schultern, entschlüpfte durch eine Tapetenthür aus dem Saale und kam über einen kleinen Hof an den See, der hell im ersten Morgenstrahle flimmerte. Ein Fußweg führte an dem umbüschten Ufer hin. Auf diesem Fußwege ging sie weiter, bis sie nach fünf Minuten eine Gruppe starker Ulmen erreichte, unter deren starken Zweigen Dämmerung herrschte. Kaum hatte sie den kleinen Hain betreten, als ein junger Mann aus einem Kahne sprang, den er so eben mit der Kette an eine Baumwurzel befestigt hatte.

— Wilhelm, Du bist pünktlich! rief sie freudig überrascht.

— Soll ich mich durch meine Agnes beschämen lassen? Guten Morgen!

Er drückte ein Dutzend Küsse auf beide Hände des jungen Mädchens. Agnes' reizendes Gesicht erglühte im Purpur wie eine halb erschlossene Rosenknospe.

Wilhelm war ein kräftiger junger Mann von sechsundzwanzig Jahren. Sein volles Gesicht mit den frischen Wangen, das bartlose Kinn und das hellblonde Haar

ließen ihn noch jünger erscheinen, als er war. Er hatte sich mit ängstlicher Sorgfalt gekleidet, um der Geliebten zu gefallen. Cravatte, Weste und Pantalons waren untadelhaft. Der helle Sommerrock schmiegte sich zierlich den kräftigen Körperformen an. Als der Sohn eines begüterten Landmanns hatte er eine gediegene Schulbildung genossen, und sein schlichter, biederer Charakter machte ihn bei Jedermann beliebt. Die Enkelin der Räthin hatte er in Zürich kennen gelernt. Die Liebe der beiden jungen Leute, die bis jetzt Niemand ahnte, war schon drei Jahre alt; sie war aus einer flüchtigen Bekanntschaft auf einem Schützenfeste entstanden und hatte sich während der Sommermonate an den romantischen Ufern des See's fortgesetzt. Beide waren wie für einander geschaffen; sie standen auf gleicher Bildungsstufe, besaßen ähnliche Charaktere, liebten sich mit dem ersten Feuer der Jugend und beanspruchten kein anderes Glück als das, das sie sich gegenseitig boten.

Belauschen wir ihr Gespräch, das diesen Morgen von besonderer Wichtigkeit war.

— Agnes, Du hast meinen Brief gefunden? fragte Wilhelm nach den ersten zärtlichen Begrüßungen.

— Ja, unter jenem Steine. Was für wichtige Nachrichten hast Du mir denn mitzutheilen, mein lieber Freund? Dein Brief war so dringend, es sprach sich selbst eine Art

Aengstlichkeit darin aus, daß ich vor Sorgen die ganze Nacht nicht geschlafen habe. Mir kamen tausend Vermuthungen in den Sinn —

— Dann ist es Dir wie mir ergangen. Die verflossene Nacht wollte gar kein Ende nehmen.

— Komm zur Sache, Wilhelm.

— Gleich, gleich!

— Ich stehe auf der Folter.

— Nun, so will ich es denn auch offen aussprechen. Wir haben ja bestimmt, daß zwischen uns kein Geheimniß obwalten soll. Vorgestern ist der alte Nägeli mit seiner Tochter Elise auf unserm Gute angekommen.

— Mögen sie! rief Agnes mit erkünstelter Unbefangenheit. Was kümmert uns denn der alte Nägeli?

— Sehr viel. Ich soll Elise heirathen.

— Die alte Jungfer, die nicht viel jünger ist, als ihr Vater? fragte Agnes erstaunt.

— Sie ist zwar alt, aber sie besitzt ein großes Vermögen.

— Seit wann?

— Seit einem Vierteljahre.

— Unmöglich!

— Dem alten Nägeli ist eine bedeutende Erbschaft zugefallen.

— Und mit Hülfe dieser Erbschaft soll die alte bissige Jungfer unter die Haube gebracht werden?

— Ja, so ist es.

— Und wer will, daß Du heirathest?

— Mein Vater, er hat es mir gestern Morgen angekündigt. Ich habe zwar keine Antwort gegeben; aber der strenge Blick, mit dem mir gesagt ward, daß ich Elisen zuvorkommend behandeln soll, macht jede Antwort überflüssig. Du kennst ja meinen Vater. Nun habe ich mir zwar vorgenommen, Allem Trotz zu bieten; aber was soll endlich aus der Angelegenheit werden?

— Ja, was soll werden! wiederholte Agnes mit einem tiefen Seufzer. Ich weiß keinen Rath. Meine Großmutter besitzt zwar ein kleines Vermögen; aber dies muß ich mit einem Bruder meiner seligen Mutter theilen, vielleicht auch noch mit einer Schwester, die vor Jahren nach Frankreich gegangen ist. Ach, lebten nur meine Eltern noch!

Beide standen Hand in Hand und sahen sich traurig an.

— Agnes, sagte Wilhelm plötzlich, von Dir lasse ich nicht! Lieber gehe ich in den See. Gieb mir die Erlaubniß, daß ich meinem Vater unsere Liebe entdecke. Ich werde ihm sagen, daß wir uns gegenseitig versprochen haben. Vielleicht trägt die Heimlichthuerei die Schuld an dem ganzen Unglücke.

Das junge Mädchen erschrak.

— Dazu würde ich nicht rathen! rief sie aus.

— Aber warum denn nicht? Einmal muß es ja doch bekannt werden.

— Vergiß nicht, daß meine Großmutter und Dein Vater in Feindschaft leben. Die Jahre haben den Groll und den Haß der alten Dame noch nicht gemildert. Sie hat dieses Jahr ein anderes Zimmer bezogen, weil sie aus den Fenstern dessen, daß sie sonst bewohnte, die Besitzung Deines Vaters sehen kann. Ich kenne den Grund, der diese Veränderung veranlaßt. Wenn Dein Vater jetzt nun aufträte —

— Aber um des Himmels willen, Agnes, was soll ich thun? fragte Wilhelm verzweiflungsvoll.

— Suche die Angelegenheit hinzuhalten und, wenn es sein muß, stelle Dich freundlich gegen Elisen.

— Das kann ich nicht. Die Person ist mir verhaßt. Ich denke mit Schaudern daran, daß sie den Sommer in unserm Landhause bleiben wird. Mir läuft es eiskalt über den ganzen Körper, wenn Fräulein Nägeli, wie man sie respektvoll nennt, mich anlächelt.

— Thue es mir und Dir zu Liebe! bat Agnes.

— Aber nenne mir nur den Grund zu dieser Verstellung!

— Zeit gewonnen, Alles gewonnen, sagt ein Sprüchwort. Ich werde meine Großmutter, die mich liebt, sondi-

ren, werde sie nach und nach vorbereiten und, so hoffe ich, endlich auf unsere Seite bringen. Dies war ja mein Plan von jeher. Die Umstände drängen, ich werde also die Ausführung beschleunigen. Bedenke die Verwirrung, die entstehen würde, wenn Dein heftiger Vater aufträte —

— Du hast Recht, Agnes! unterbrach sie Wilhelm, der sich überzeugt fühlt. Deine Großmutter darf nicht von meinem Vater erfahren, daß wir uns lieben.

— Ich muß fort! rief Agnes, die durch die Stämme der Bäume nach dem Giebel des Hauses gesehen hatte, aus dessen oberstem Fenster ein weißes Tuch flatterte. Bäbi giebt mir ein Zeichen, daß die Großmutter ihr Zimmer verlassen hat. Was mag denn vorgegangen sein? Ich bin ja kaum eine halbe Stunde fort.

Die jungen Leute versprachen einander, auszuharren, gelobten durch einen innigen Kuß ewige Treue und trennten sich. Agnes flog wie ein weißer Schatten durch die blühenden Gesträuche und verschwand. Wilhelm bestieg seinen Kahn wieder und fuhr langsam am Ufer hin. Eine halbe Stunde später sah man ihn der Mitte des See's zusteuern; er machte eine Spazierfahrt, um ungestört von seiner Liebe träumen zu können.

Als Agnes den Salon betrat, fand sie den Baron Felix von Dassel in eifrigem Gespräche mit der Räthin, die flüchtig Toilette gemacht hatte. Der Baron grüßte re-

spektvoll das junge Mädchen. Fast zu gleicher Zeit trat Anton von Hagenau aus seinem Zimmer.

— Freund, Du wirst mich begleiten! rief der Baron.

— Wohin?

— Nach meinem Landhause. Draußen hält die Equipage. Du wirst im Kreise meiner Familie das zweite Frühstück einnehmen.

— Und zu dem ersten ist der Herr Baron unser Gast, sagte die Räthin.

— Ich nehme die Einladung in der Voraussetzung an, daß Sie mir Gelegenheit bieten, Ihre Gastfreundschaft zu erwiedern.

— Wenn die Frau Baronin es nicht verschmäht, eine einfache Räthin —

— Erlauben Sie mir die Bemerkung, daß meine Gattin von bürgerlicher Herkunft ist. Sie sehen, daß ich den Stand hochschätze, aus dem mir das Glück meiner Familie entsprossen. Beehren Sie uns durch Ihren Umgang, und der Aufenthalt am See wird uns doppelt angenehm sein.

Die Räthin, die sich geschmeichelt fühlte, verneigte sich tief. Dann führte sie die beiden Gäste zu dem Frühstückstische, der in der Veranda servirt war. Agnes besorgte die Bedienung. Das Frühstück war beendet.

— Ich entführe Ihnen den Freund für heute, sagte

der Baron der Räthin. Nach so langer Trennung fühle ich das Bedürfniß, alte Erinnerungen anzufrischen —

— Nehmen Sie ihn hin, Herr Baron; aber vergessen Sie nicht, daß der Sohn meiner Freundin Reconvalescent ist.

— Die Ergießungen der Freundschaft werden mir wohlthun! rief Anton.

Die Freunde bestiegen den Wagen. Um den herrlichen Morgen zu genießen, befahl Felix dem Kutscher, auf Umwegen nach dem Landhause zu fahren.

— Du bist also ganz glücklich? fragte Anton den Baron, der eine Zeit lang schweigend über den See geblickt hatte.

— Nein, antwortete Felix. Ueber diesen Punkt wollte ich mit Dir sprechen, mit Dir, dem treuen Jugendfreunde. Eine trauliche Mittheilung erleichtert das Herz. Doch zuvor beantworte mir eine Frage.

— Gern.

— Kennst Du die alte Räthin näher.

— Nein.

— Ich wollte Dein Urtheil über sie hören

— So werde ich die Meinung meiner Tante über sie aussprechen, die, soviel ich jetzt bemerkt habe, richtig ist. Die Räthin hat sehr ernste Studien in der Schule des Lebens gemacht. Es giebt wohl wenig Frauen, die von

dem Schicksale so heimgesucht sind, als sie. Trotz der trüben Erfahrungen ist sie zwar streng und vorsichtig, aber sie haßt die Menschen nicht, denen sie manches Leid zuzuschreiben hat. Ihr Grundsatz, den sie aus dem Leben geschöpft, ist: der Mensch muß die Verhältnisse beherrschen, so lange es möglich ist. Diese Worte habe ich oft von ihr gehört. Um in wenig Worten Alles zu sagen: die alte Dame, die stolz auf ihre Erfahrungen ist, behauptet, daß jeder Mensch selbst einen Theil der Schuld trage; wenn er sich nicht glücklich fühlt. Darum müsse der, der das Leben nicht kennt, von erfahrenen Personen geleitet werden. Sie hält sich für einen Seelenarzt —

— Ah, zu dieser Gattung gehört die Dame.

— Spotte nicht, Felix! Höre die Räthin philosophiren, und Du wirst sie achten müssen. Dürfte ich mich ihr ganz anvertrauen, ich würde manchen Trost aus ihrer Unterhaltung schöpfen können. Besonders heilbringend muß ihr Umgang für eine Frau sein, die ihre Stellung verkennt —

— In diesem Falle steht meine Gattin. Sieh', Anton, das ist mein Unglück. Gott ist mein Zeuge, daß ich aus reiner Liebe geheirathet habe — aber der Mann gehört nicht allein der Frau, er gehört auch seinem Geschäftskreise, der Welt an, der er mit seinen Fähigkeiten nützen muß. Das Vermögen meiner Frau ist so bedeutend, daß ich nicht

zu verdienen brauche — trotzdem fühle ich das Bedürfniß zu arbeiten —

— Genug, rief Anton, ich kenne jetzt die Quelle deines Leidens. Die Frau stützt sich auf ihr Vermögen und will den Mann beherrschen; er soll nur für sie und nicht für Andere leben. Es ist dies zwar ein dem Manne schmeichelhafter Egoismus; aber es ist bis zur Unerträglichkeit lästig. Dieses Thema habe ich vorgestern mit der Räthin verhandelt — Du weißt, daß ich von jeher zur Sentimentalität geneigt war — denke dir mein Erstaunen, als ich die Räthin den Grundsatz bekämpfen hörte, den deine Frau aufstellt und dem auch ich huldigte. Die alte Dame hat mich bekehrt — sorge dafür, daß deine Gattin mit ihr Umgang pflegt, und du wirst bald die wohlthätigen Folgen dieses Umgangs spüren. Sie verbindet bewunderungswürdig das Reale mit dem Idealen; ich möchte sagen, daß sie eine genaue Grenzlinie zieht, wo das Eine aufzuhören und das Andere zu beginnen hat.

Felix schilderte nun den Zwist, der sein häusliches Leben verbitterte; er verschwieg weder die Tugenden, noch die Schwächen seiner Frau, an der er in einer ernsten, von Schwärmerei freien Liebe hing. Während dieser Zeit hatte der Wagen das Landhaus erreicht, er rollte in den eleganten Hof. Arm in Arm traten die Freunde in den Salon, durch dessen geöffnete Glasthür, die auf einen Al-

tan führte, sich eine prachtvolle Fernsicht über den See bot. Anton war erstaunt über die glänzende Einrichtung. Und doch war der Freund nicht glücklich, der mit seiner Gattin in diesem Paradiese leben konnte.

Friederike erschien. Felix stellte sie als die Gesellschafterin seiner Gattin und als die Erzieherin seines Sohnes vor.

— Wo ist die Baronin? fragte er dann.

— Die gnädige Frau wird sogleich ihre Toilette beendet haben, antwortete Friederike.

— Melden Sie ihr unsere Ankunft.

Die Erzieherin verneigte sich und verließ den Saal.

— Eine interessante Person! meinte Anton.

— Ich schätze sie, da sie fast Mutterstelle bei meinem Kinde vertritt.

— Und deine Frau?

— Sie spielt die reiche Dame, die nur stolz auf ihren Sohn ist.

Der Kammerdiener trat ein.

— Gnädiger Herr —

— Was giebt's?

— Diese Briefe sind vor einer Viertelstunde angekommen. Der Courier, der sie brachte, wartet in dem Domestikenzimmer.

— Ein Courier brachte sie? fragte Felix überrascht.

— Ja, gnädiger Herr.

— Gestatte mir einige Augenblicke, lieber Freund. Ich erkenne das Siegel meiner Gesandtschaft.

Anton trat auf den Altan hinaus. Der Baron setzte sich an einen Tisch und erbrach die Briefe. Nachdem er aufmerksam gelesen, rief er den Freund.

— Ich werde morgen abreisen müssen! fügte er hinzu.

— Warum?

— Der Gesandte geht nach Paris, und ich muß seine Stelle in der Residenz einnehmen.

— Das trifft sich schlecht. Ist eine Aenderung unmöglich?

— Meine Ehre erfordert, daß ich dem Antrage genüge. Gestatte mir einige Augenblicke. — Der Courier wartet auf Antwort.

Felix, der sichtlich erregt war, ging eilig nach seinem Zimmer. Anton befand sich allein; er bedauerte den Freund und fühlte sich versucht, die Unabhängigkeit der Geschäftsehre vorzuziehen, als er das leise Geräusch einer Thür hörte. Er wandte sich — eine blendend schöne Dame trat rasch ein.

— Wo ist mein Mann? fragte sie Friederiken, die ihr folgte.

Anton von Hagenau trat ihr näher und verneigte sich tief.

— Der Herr Baron fertigt einen Courier ab; gestatten Sie mir, gnädige Frau, daß ich mich Ihnen selbst als Anton von Hagenau vorstelle —

Er schwieg plötzlich — sein ganzer Körper zitterte — Pauline stützte sich mit der Hand an ein Möbel.

— Herr von Hagenau! flüsterte sie. Der Freund meines Mannes —

Plötzlich richtete sie sich stolz empor und befahl mit lauter Stimme, als ob sie ihre innere Erregung verdecken wollte:

— Demoiselle Friederike, gehen Sie zu meinem Sohne. Bringen Sie ihn mir später auf den Altan.

Friederike entfernte sich; ihre verwunderten Blicke verriethen, daß ihr die ungewöhnliche Bewegung der Baronin nicht entgangen war. Als sie verstohlen nach dem Gaste blickte, gewahrte sie die auffallende Blässe seines schönen Gesichtes.

Pauline und Anton waren allein.

— Mein Herr, flüsterte die Dame, die sich gewaltsam aufrecht erhielt, wir müssen uns verständigen, ehe der Baron zurückkehrt. Fassen Sie sich — der geringste Verdacht, den mein Mann schöpft, würde mich verderben.

Anton trocknete den kalten Schweiß von seiner bleichen Stirn.

— Sie die Gattin meines Freundes! stammelte er.

— Haben Sie es nicht gewußt?

— Wenn ich es gewußt hätte, würde ich die Schwelle dieses Landhauses nicht überschritten haben. Aber da es nun einmal geschehen, da die Hoffnung, die man fälschlich in mir genährt, zertrümmert ist, werde ich mich nicht beklagen, um das Glück und die Ehre des Freundes zu schonen.

— Die Ehre! wiederholte Pauline bestürzt. Und ihr flammender Blick traf den jungen Mann, der gewaltsam gegen seine Erregung kämpfte.

— Sie sind Gattin und Mutter, fuhr er mit bebender Stimme fort — warum läßt man mich hoffen? Warum verschweigt man mir eine Wahrheit, die der Zufall jetzt an das Licht bringt? Mein ganzes Leben würde eine andere Richtung genommen haben, wenn Sie mich nicht getäuscht hätten.

Paulinens Bestürzung ging in Verwunderung über.

— Ich, ich habe Sie getäuscht? fragte sie auffahrend.

— In diesem Augenblicke kann ich eine nähere Erklärung nicht abgeben.

— Mein Herr, ich bat Sie um eine Verständigung —

— Sie vergessen, daß Felix mein Freund ist.

— Dies zu beweisen, fordere ich von Ihnen. Ich habe Sie gekannt, ehe ich Felix gesehen — ich habe gelitten, wie Sie — Herr von Hagenau, ich bin nicht glücklich!

Der Stolz verbietet mir zwar, Ihnen dies zu sagen; aber ich muß den Verdacht der Täuschung von mir abwenden. Ich hasse den Betrug eben so sehr, als ich die Ehre liebe! Wenn ich Sie jetzt bitte, unser früheres Verhältniß geheim zu halten und weder durch ein Wort noch durch eine Miene darauf hinzudeuten, so spricht die Baronin von Dassel aus mir. Pauline, Herr von Hagenau, reicht Ihnen die Hand zum Willkommen — ehren Sie dies Geständniß einer leidenden Frau.

Sie streckte ihm zitternd die Hand entgegen.

Anton war seiner Sinne kaum mächtig; er ergriff die dargebotene Hand und drückte sie stürmisch an seine Lippen.

— Pauline! rief er, in tiefster Seele erschüttert. Wer trägt die Schuld daran, daß drei Menschen elend sind?

— Vielleicht beantwortet Ihnen die Zukunft diese Frage. Sie kennen Felix als Freund, aber nicht als Gatten. Beobachten Sie den Letztern, und schließen Sie auf meine Lage. Ich opfere die Gegenwart und die Zukunft — die Erinnerung an die Vergangenheit lasse ich mir nicht rauben.

Anton kannte den extravaganten Charakter der Baronin; er versuchte es nicht, diese Worte für den Augenblick zu deuten. In scheuer Ehrfurcht sah er zu der stolzen Schönheit empor, die sich in rührender Resignation ihrem Schicksale beugte. Und ihm wollte sie ihren Kummer nicht

verbergen, ihm hatte sie einen Theil ihres Herzens eröffnet. Aber aus Rücksicht für den Freund, der ihn gastlich in sein Haus geführt, wappnete er sich mit Mißtrauen um die Liebe zu entkräften, die er immer noch für jene Pauline empfand, von der man ihm gesagt, daß sie ihm geneigt sei. Er beschloß, die Baronin zu ehren und Pauline zu vergessen.

Der Baron, der nach einer Viertelstunde erschien, fand Beide in einem Gespräche über gleichgültige Dinge. Pauline konnte lächeln, als der Gatte ihr das zufällige Finden des Freundes schilderte und dabei seine innige Freude ausdrückte. Aber dann bedauerte er, am nächsten Morgen abreisen zu müssen.

— Abreisen? fragte die junge Frau, deren zartes Gesicht eine Wolke des Mißmuths überzog.

— Lies diesen Brief des Gesandten.

Pauline las ihn. Ernst legte sie ihn auf den Tisch zurück.

— Das Vertrauen des Gesandten, der Dich als den würdigsten Vertreter bei Hofe bezeichnet hat, ist allerdings ehrenvoll, mein lieber Freund; wenn aber nun Deine Gattin Dich bittet, bei ihr zu bleiben — kannst Du zwischen dem Gesandten und ihr noch wählen?

— Meine Gattin hat zu gereifte Ansichten vom Leben.

— Felix, bleibe hier! bat Pauline. Herr von Hagenau

mag entscheiden, fügte sie mit einem vielsagenden Blicke hinzu, ob die Mutter Deines Sohnes nicht Rücksichten verdient. —

Der Baron blieb ruhig und fest.

— Ich räume dem Freunde gern eine Stimme ein, unterbrach er die junge Frau; ich freue mich dessen, daß Du an ihn appellirst — aber, Pauline, ich will auch, daß Du auf Deinen Mann stolz sein kannst. Der Wirkungskreis, der mir jetzt eine günstige Zeit eröffnet, könnte mir später lange, vielleicht für immer verschlossen bleiben. Ich will offen sein; müßte ich den Drang, Carrière zu machen, in mir ersticken, ich würde Dir das nicht sein können, was Du von mir forderst. Füge Dich, liebes Weib, und erschwere mir den Abschied nicht. Ich bedarf meiner ganzen Sammlung, um so aufzutreten, wie man es von mir fordert. Nähme ich Deine Unzufriedenheit mit mir, ich würde befangen sein; begleite mich! fügte er rasch hinzu.

— Du vergißt, Felix, daß Du unseres Kindes wegen dieses Landhaus gekauft hast.

— Haben wir nicht Friederiken? Dem guten Mädchen kannst Du vertrauen!

— Du forderst viel; ich kann mich nicht von meinem schwächlichen Kinde trennen.

— Bleibe bei Alfred; ich werde ruhiger abreisen. Von Zeit zu Zeit statte ich Dir einen Besuch ab. Anton ist

mein Jugendfreund; er und die Räthin Hasse, eine würdige, gebildete Dame, werden für Zerstreuungen sorgen. Diesen Nachmittag stelle ich Dich ihr vor.

— Hast Du Deinen festen Entschluß ausgesprochen? fragte Pauline in einem Ernste, der an Kälte streifte.

— Ja! der Courier nimmt die Meldung mit sich, daß ich morgen früh abreise. Liebes Weib, die Zeit wird kommen, in der Du mich vollkommen begreifst.

— Ich habe Dich schon begriffen. Dein Ehrgeiz ist stärker, als die Liebe zu Deiner Familie. So reise denn — ich werde bleiben!

Man sprach nicht mehr über diesen Gegenstand. Die kleine Gesellschaft ging zu Tische. Die Anwesenheit des Lakai's, der nun bediente, legte der nun folgenden Unterhaltung gewisse Fesseln an. Anton beobachtete die Baronin; sie war als Gattin noch eben so schön, wie sie als Mädchen gewesen. Die Zurückhaltung, die sie beobachtete, war unter den obwaltenden Verhältnissen wohl natürlich. Der Baron, der nicht einen Augenblick seine Ruhe verlor, machte mitunter scherzhafte Anspielungen auf seine diplomatische Mission und empfahl dem Freunde die Gattin. Anton war gewandt genug, um entsprechend zu antworten. Es gelang ihm vollkommen, den Zustand seines Innern zu verbergen. Wie gern hätte er den Freund beredet, von der

Reise abzustehen; aber ihm fehlten der Muth und die Kraft, auf diesen Gegenstand zurückzukommen.

Auch Pauline stellte ihre Beobachtungen an; ihr großes Auge glitt von einem der Männer unmerklich auf den andern über. Wenn Felix jetzt in ihrer Seele hätte lesen können! Stellte sie Vergleiche an zwischen ihrem Gatten und dem ersten Geliebten? Dann war Anton im Vortheile. Er, der vollendet schöne Mann mit dem bleichen Gesichte, den großen dunkeln Augen, dem vollen schwarzen Haare und der klangvollen Stimme, mußte den Sieg davontragen über den fast häßlichen Felix, der unregelmäßige Gesichtszüge, fast rothes Haar, einen struppigen Bart, kleine Augen und selbst an den Händen Sommersprossen hatte. Dazu kam ein fester, unabänderlicher Wille, der sich selbst der Gattin nicht beugte. Die Person des Freundes war wohl geeignet, den Bruch zwischen den Gatten vollkommen zu machen, den kleine eheliche Zwistigkeiten längst vorbereitet hatten. Dieser Freund muß der in ihrer Liebe gekränkten Frau gefährlich werden, und wenn sie eine Heldin der Tugend gewesen wäre.

Friederike brachte den Knaben. Pauline hielt ihn lange auf dem Schooße und beschäftigte sich zärtlich mit ihm. Das Kind war hübsch, aber überaus fein und schwächlich organisirt. Durch seine dünne weiße Haut schimmerten überall die blauen Adern; das weißliche Haar schmückte

nur spärlich den kleinen Kopf. Die Kränklichkeit machte es unfreundlich und eigensinnig. Die Liebkosungen der Mutter schienen den kleinen Alfred zu verdrießen — er weinte so lange, bis sie ihn Friederiken zurückgab. In den Armen der Erzieherin beruhigte er sich wieder und lächelte.

Nach dem Frühstücke schlug Felix eine Spazierfahrt auf dem See vor. Pauline lehnte unter dem Vorwande die Begleitung ab, daß sie einen Brief an den Vater schreiben wollte, den der Baron mit sich nach der Residenz nehmen würde. — Ein zierliches Boot nahm die beiden Freunde auf. Felix, geschickt und kräftig, führte das Ruder.

— Was sagst Du zu meiner Frau? fragte er, als das Boot in einiger Entfernung ruhig auf dem Wasserspiegel schwebte.

— Sie ist schön wie ein Engel! war die rasche Antwort.

— Aber auch eigensinnig wie ein Dämon.

— Du mußt sie kennen, Freund!

— Weil ich sie kenne, werde ich reisen.

— Sie fühlt sich gekränkt.

— Für den Augenblick.

— Ich glaube doch, daß Du zu streng verfährst. Da sie Dich nicht begleiten kann, hättest Du bleiben sollen.

— Mein lieber Freund, antwortete lächelnd der Baron, wenn ich auch die Gründe, die Du bereits kennst, nicht

hätte, ich würde schon deshalb meinen Vorsatz ausführen, um Pauline zu zeigen, daß ich mich der Autorität einer reichen Frau nicht beuge. Das Vermögen spielt in ihrem Leben eine große Rolle. Wäre Pauline arm, sie würde die beste Frau von der Welt sein. Der Vater, ein reicher Narr, hat sie erzogen. Zwischen ihm und mir herrscht schon seit einem Jahre große Spannung. Ich will der Herr im Hause sein — meine Frau die Herrin. Gott weiß, wie schwer es mir fällt, sie streng zu behandeln; aber gebe ich nach, füge ich mich ihren Launen — und sie wird nur von Launen beherrscht — so bin ich verloren. Du siehst, wie wünschenswerth es mir sein muß, daß Pauline zu der Räthin in freundschaftliche Beziehungen tritt. Ich bitte Dich, diese Beziehungen nach Kräften zu fördern. Meine Frau ist jung und noch bildungsfähig. Du kennst jetzt mein eheliches Verhältniß; theile es der Räthin mit und schreibe mir jede Woche, wie der Umgang der Räthin wirkt.

— Wage nicht zu viel, mahnte Anton. Pauline ist reizbar; ihre Liebe zu Dir könnte sich in Gleichgültigkeit verwandeln.

— Das fürchte ich nicht! Sie hängt zwar nicht in glühender Leidenschaft an mir — aber sie schätzt und achtet mich in einem ruhigen, festen Ernste. Einer Leidenschaft ist sie überhaupt nicht fähig. Es schlummern schöne

Keime in ihrem Herzen, Keime, die durch eine verfehlte Erziehung sich nicht entwickeln konnten. Was der Vater verdorben, muß der Gatte wieder gut machen. Sieht Pauline, daß ich nachgiebig bin, so werden ihre Forderungen maßlos. Ich bin überzeugt, daß sie mir nach einigen Jahren die Erziehung danken wird, die ich ihr zu Theil werden lasse. Der erste Akt meiner Grausamkeit, wie sie es jetzt noch nennt, ist der, daß ich sie von dem Vater getrennt habe, dessen Einfluß verderblich auf unsere Ehe wirkt. Der überspannte Mann darf nur von Zeit zu Zeit mein Haus betreten und seine Tochter in meiner Gegenwart sprechen. Daß er mir zürnt und feindlich gesinnt ist, bedarf wohl der Erwähnung nicht. Pauline hat sich lange gesträubt, ehe sie sich dieser Anordnung fügte — jetzt fängt sie an zu begreifen, daß ich Recht habe. Und nun erfahre den Hauptplan, den ich verfolge: mir steht eine einträgliche Anstellung bei der königlichen Gesandtschaft in sicherer Aussicht; ist mir diese geworden, so leiste ich auf den Genuß des Vermögens meiner Frau Verzicht, es mag zu Gunsten meines Sohnes von einem Dritten verwaltet werden. Dann bin ich frei, dann bin ich unabhängig, dann kann ich meiner Pauline sagen: Sieh', liebes Weib, Dein Vermögen ist mir nichts, ich habe Dich Deiner selbst willen geheirathet. Und dieser Augenblick, mein Freund, wird, so hoffe ich, im nächsten Herbste eintreten. Der Gesandte

bleibt in Paris, und ich bin als sein Nachfolger designirt. Soll ich, um einer Laune meiner Frau zu fröhnen, diesem herrlichen Plane entsagen? Kein Verständiger wird mich der Rücksichtslosigkeit zeihen, wenn er meine Verhältnisse und meine Motive kennt. Du kennst sie jetzt — nun sprich Dein Urtheil.

— Ich kann Dir nur beipflichten. Reise in Gottes Namen, wir werden Paulinen unter unsere Obhut nehmen.

Diese Worte kamen Anton wirklich vom Herzen; wir stehen nicht an, es ihm zum Ruhme nachzusagen. Felix, der das Ruder hatte sinken lassen, reichte ihm treuherzig die Hand, indem er sagte!

— Sei in der vollsten, edelsten Bedeutung des Wortes mein Freund — sei mir behilflich, mir die Gattin zu erhalten. Sollte sich der Vater einfinden, was ich für wahrscheinlich halte, so sende einen Courier ab, der es mir meldet. Die Eisenbahn bringt mich rasch hierher. Anton, schrick nicht zurück vor dieser Mission; Du bist nicht etwa mein Spion — Du bist der Freund, dem ich mein Heiligstes anvertraue: das Weib, das ich mit der Kraft des gereiften Mannes liebe. Ich muß meine Pauline wie eine zarte Pflanze vor schädlichen Einflüssen bewahren, und ich wäre ein liebloser Gärtner, wollte ich nicht jedes Mittel anwenden, das sich mir darbietet. Dich hat der Himmel

mir zu einer Zeit entgegengeführt, in der Du mir alle jene kleinen Dienste tausendfach vergelten kannst, die ich einst so glücklich war, Dir zu leisten. In wenig Monaten werde ich Dein dankbarer Schuldner sein, und Du wirst Dich des Verdienstes zu rühmen haben, der Stifter einer glücklichen Ehe zu sein.

Anton von Hagenau war so bewegt, daß er die Lust in sich verspürte, dem Freunde das Geheimniß seines Verhältnisses zu Paulinen zu entdecken und ihn zu bitten, andere Maßregeln zu ergreifen. Nicht Muthlosigkeit drängte ihn dazu — er wollte mit der Offenherzigkeit verfahren, die er dem Jugendfreunde gegenüber, der ein so großes Vertrauen in ihn setzte, beobachten zu müssen für Pflicht hielt. Aber er hatte ja Paulinen das Wort gegeben, zu schweigen. Und konnte er nicht durch eben dieses offene Geständniß dem Gatten das Zutrauen rauben, der sich vielleicht für die erste Liebe seiner Gattin hielt? Anton begriff schon im nächsten Augenblicke, daß eine Indiscretion nach zwei Seiten hin gefährlich werden, daß sie mehr schaden als nützen könnte. Er schwieg und deutete durch einen Händedruck an, daß er als Freund handeln wolle.

Nach einer Stunde legte das Boot wieder an. Arm in Arm gingen die beiden Freunde durch die schattigen Wege des Parks, der mit Geschmack und Luxus angelegt war. Mythologische Figuren, aus Stein gehauen, Fon-

tainen, saftige Rasenplätze und seltene Gesträuche, in denen eine Schaar von Vögeln sang, fehlten nicht. Das Landhaus, im italienischen Style erbaut, war ein Meisterstück von Kunst und Geschmack.

Pauline, mit einer Stickerei beichäftigt, saß in der Veranda. Sie war einfach in Weiß gekleidet und trug ein Häubchen, das ihr reizend stand. Sie war verführerisch schön. Anton zitterte, als sie ihr großes blaues Auge auf ihn richtete.

— Ist Dein Brief fertig? fragte Felix.

— Ja! antwortete sie ruhig.

Er küßte ihr zärtlich die blendend weiße Stirn.

— Ich werde ihn rasch besorgen, fügte er hinzu.

— Nur wenige Zeilen habe ich geschrieben, sagte Pauline nachlässig — Du weißt ja, daß ich dem Vater lange kein Lebenszeichen gegeben habe.

— Sollte sie sich wirklich fügen? fragte sich Anton. Sollte das Verfahren des Barons das richtige sein? Oder heuchelt Pauline Ruhe, um unter dieser trügerischen Hülle einen Plan zu verbergen?

Noch hatte er eine zu gute Meinung von den Frauen überhaupt, um die letzte Annahme für gerechtfertigt zu halten. Die Liebe erwachte wieder in ihrer ganzen Macht, und das bittere Gefühl der Eifersucht schnürte ihm die Brust zusammen. Er wandte sich ab und sah in den

Park. Im Schatten einer riesigen Buche saß Friederike — auf einem Teppiche zu ihren Füßen spielte Alfred. Der Baron, der die reizende Gruppe in diesem Augenblicke bemerkte, eilte nach der Buche, nahm den Knaben auf den Arm und herzte ihn.

— Herr von Hagenau! flüstert Pauline.

Anton wandte sich überrascht zurück. Die junge Frau hatte ihre Stickerei sinken lassen. Er stand ihr so nahe, daß er die leise gesprochene Frage deutlich verstehen konnte:

— Hat sich Felix über mich beklagt?

— Nein, o nein! rief er erröthend, denn er sprach eine Lüge aus.

— Darf ich auf Sie zählen? fuhr sie fort.

— Die Freundschaft ist mir heilig.

— Vergessen Sie nicht, daß Sie die Schuld an dem Mißgeschicke des Freundes tragen —

— Ich, gnädige Frau?

— Führen Sie mich bei der Räthin ein.

— So wünscht es Felix.

— Morgen, übermorgen werde ich Ihnen erklären, wie Sie an mir gefrevelt haben. Bergen Sie unsere Liebe nicht wie ein tiefes Geheimniß, so freveln Sie auch am Freunde.

Die Gattin hatte das Wort „Liebe" ausgesprochen.

Anton verhüllte mit beiden Händen sein Gesicht, um die Thränen zu verbergen.

— Was beginnen Sie? rief leise Pauline. Ich bin stark genug gewesen, meine Gefühle jahrelang zu bekämpfen; fassen Sie sich, bis mein Mann abgereist ist!

— Was machen Sie aus mir!

— Sie tragen die Schuld an dem unglücklichen Verhältnisse!

— Klagen Sie mich nicht an.

— Still, der Baron kommt zurück.

Anton trocknete sich das glühende Gesicht, er hatte seine Aufregung niedergekämpft, als der Freund die Veranda betrat.

Nach dem Mittagsessen, das man in dem kühlen Saale eingenommen, fuhr Anton mit den beiden Gatten nach dem Landhause der Räthin. Pauline machte keine Einwendungen; sie fügte sich geduldig und sprach selbst davon, daß sie in dem Umgange mit einer erfahrenen Dame eine heilsame Zerstreuung finden würde. Die Räthin, die man zuvor von dem Besuche hatte benachrichtigen lassen, empfing die Dame auf das Herzlichste. Als gegen Abend die beiden Gatten zu ihrem Landhause zurückkehrten, war Pauline entzückt über die liebenswürdige Alte; sie freuete sich auf den Gegenbesuch, den die Räthin versprochen hatte. Am nächsten Morgen reiste der Baron ab. Pauline hatte

nicht wieder versucht, ihn zurückzuhalten oder ihm Vorwürfe zu machen. — — —

Zwei Tage waren nach der Abreise des Barons verflossen. Anton, den eine Art Furcht abhielt, die Gattin des Freundes zu besuchen, dehnte seine Spaziergänge ungewöhnlich aus; er fühlte sich leichter, wenn er allein war. Paulinens wunderbare Erscheinung, diese Frau mit eben so viel Vorzügen als Mängeln, hatte die alte Herzenswunde wieder aufgerissen. Er kämpfte einen übermenschlichen Kampf, indem er dem Vorsatze treu zu bleiben suchte, dem abwesenden Baron ein aufrichtiger Freund zu sein. Wie sonderbar war die Lage, in der sich der arme Anton befand! Die Aufgabe erschien ihm fast zu schwer, der er sich zu unterziehen versprochen hatte. Sagte er sich auch auf der einen Seite, daß eine glückliche Lösung der Wirren kaum möglich sei, da Pauline ihren Mann offenbar nicht liebte, so mußte er sich auch auf der anderen bekennen, daß er als ehrlicher Mann heilige Pflichten zu erfüllen habe. Und er wollte ein ehrlicher Mann bleiben — so lange als es ihm möglich war.

Am dritten Tage besuchte die Räthin ihre neue Freundin, wie sie die Baronin nannte. Als sie zurückkam, war sie des Lobes voll von der schönen geistreichen Dame. Hagenau hörte die Lobeserhebungen mit einem unbeschreiblichen Gefühle an. Er vermochte es nicht, die Räthin auf

die Rolle vorzubereiten, die sie nach der Intention des Barons spielen sollte. Dies hieße ja Paulinen herabsetzen, sie als eine Heuchlerin anklagen. Am vierten Tage erschien Pauline in dem Landhause der Räthin, um den empfangenen Besuch zu erwiedern. Anton konnte sich der Gesellschaft nicht entziehen — er sah und hörte zwei Stunden lang das reizende Weib, das mit allen Vorzügen, dessen es sich erfreute, zu glänzen versuchte.

Eines Abends kam Anton von einem langen Spaziergange zurück; er hatte vorsätzlich den Nachmittag das Haus gemieden, weil die Räthin Paulinen erwartete. Auf dieser einsamen Wanderung hatte er den festen Entschluß gefaßt, der würdigen Räthin das ganze Geheimniß anzuvertrauen; er fühlte, daß er durch sein längeres Schweigen Verrath an dem abwesenden Freunde übte. Ermüdet hatte er sich in dem Moose unter einer riesigen Buche niedergelassen. Zu seinen Füßen wogte leise der See, und in den Zweigen flüsterte der linde Abendwind. An den fernen Bergen hing glühend das Abendroth. Der Spaziergänger stützte mit der Hand das Haupt und sann über seine seltsame Lage nach.

— Guten Abend, Herr von Hagenau! rief eine Stimme.

Anton blickte erschreckt auf.

In einem Boote, das dicht am Ufer lag, saß Pauline.

Sie war allein. Ein großer Strohut beschattete ihr reizendes Köpfchen. Das volle Haar floß in langen Locken über die blendenden Schultern herab. Ein Kleid von grüner Seide hüllte die üppige Gestalt ein, die aufrecht in dem Kahne stand und sich auf das zierliche Ruder stützte.

Der junge Mann erhob sich grüßend.

— Sie ruhen, Herr von Hagenau?

— Ich bin sehr erschöpft, antwortete Anton, der den Zustand seines Innern nicht verrathen wollte.

— Und der Weg zu Ihrer Wohnung ist noch weit.

— Ich hoffe, sie vor Sonnenuntergang zu erreichen.

— Bedienen Sie sich meines Kahnes — das Landhaus der Räthin liegt ja am See — in einer Viertelstunde werden Sie dort sein. Mein Gott, wie erschrecklich blaß sehen Sie aus! Es ist ein Glück, daß ich Sie durch die Lichtung der Gesträuche gesehen habe — o, so kommen Sie doch, mein armer Freund!

Anton war so erregt, daß er sich an den Stamm der Buche lehnen mußte. Da stand die reizende Frau, an die er Tag und Nacht gedacht, vor ihm. Rings herrschte Einsamkeit und Stille — kein Mensch war in der Nähe, und Pauline, zärtlich und theilnehmend lächelnd, lud ihn ein, zu ihr in den Kahn zu kommen. Seine Sinne fingen an, sich zu verwirren.

— Gnädige Frau, Felix hat mir aufgetragen, daß ich Sie unter meine Obhut nehme.

— Das ist eine Zartheit, für die ich meinem Manne danke.

Diese Worte begleitete sie mit einem Lächeln, von dem es unentschieden, ob es freundlich oder ironisch war.

— Ich fürchte, fuhr Hagenau fort, dem Vertrauen nicht zu entsprechen —

— Wenn Sie mit mir eine Gondelfahrt machen?

— Ja, gnädige Frau.

— Demnach wollen Sie mich hindern, ein Werk der Dankbarkeit und Milde zu üben.

— Der Dankbarkeit? fragte Anton verwundert.

— Sie leiden an den Folgen eines Duell's, wozu ich den Grund gegeben.

— Daran wollte ich Sie nicht erinnern.

— Aber ich erinnere mich daran.

— Gnädige Frau, Sie sind die Gattin meines Freundes!

— Darum habe ich das Recht zu fordern, daß Sie meine Erklärung hören. Und bei der Stellung, die wir gegenseitig jetzt einnehmen, ist es Ihre Pflicht, daß Sie mich hören. Soll ich mich etwa meinem Manne gegenüber rechtfertigen?

— Nein!

— Felix hat mich Ihrer Obhut übergeben — ich stelle mich unter Ihren Schutz. Reichen Sie mir die Hand und gestatten Sie, daß ich Sie heimführe. Glaubte ich an einen Zufall, so würde ich annehmen — nein, es giebt keinen Zafall! fügte sie hastig hinzu. Die Vorsehung hat Alles gefügt, wie es gekommen ist.

Das war eine seltsame Phrase.

Hagenau trat dem Ufer näher — er wollte umkehren — es wurden noch einige Worte gewechselt — sie lächelte ironisch über seine Schüchternheit — er fühlte sich wirklich schwach — da, kann man mit Göthe sagen, war's um ihn gescheh'n; halb zog sie ihn, halb sank er hin —

Der Kahn glitt, sich selbst überlassen, auf dem See hin. Der Mond stieg hinter den Bergen empor. Es brach einer jener wunderbaren Abende an, die man nur in der Schweiz erlebt. Pauline, die das Ruder bei Seite gelegt hatte, saß Hagenau gegenüber. Der Strohhut hing ihr auf dem Rücken. Der Schimmer des Vollmondes beleuchtete ihr schönes, geistreiches Gesicht. Ihre kleinen Hände spielten mit der Schleife des Atlasbandes, das die schlanke Taille umwand.

— Ich habe Sie verkannt, Herr von Hagenau, begann sie nach einer Pause. Daran trägt eben so wohl meine Eitelkeit als die Verleumdung die Schuld. Ich wollte meiner selbst willen geliebt sein, und so glaubte ich auch, —

daß Sie uneigennützig sich mir näherten. Da erschien Ihr Vetter in unserm Hause — gewisse Briefe stürzten mich aus meinem Himmel. Rechtfertigen Sie sich nicht, es bedarf dessen nicht. Mein Vater hat mir bereits volle Aufklärung gegeben. Aber damals hielt ich Sie für falsch und eigennützig.

— Für falsch? rief Anton.

— Man sagte mir, daß Sie bereits Verpflichtungen einer jungen Dame gegenüber eingegangen sind.

— Wer sagte es?

— Ihr Vetter; — und diese Dame, obgleich sehr liebenswürdig, arm wäre —

— O, dieser Elende!

— So hätten Sie Ihre Bewerbungen auf mich gerichtet.

— Ich schwöre Ihnen —

— Schwören Sie nicht, unterbrach ihn Pauline eifrig.

— Also hat mich die Verleumdung unglücklich gemacht rief Anton schmerzlich.

Eine Pause trat ein.

Der junge Mann starrte düster in die mild blinkende Fluth des See's, die von dem leichten Abendwinde gekräuselt ward. Pauline beobachtete ihn mit einer unbeschreiblichen Zärtlichkeit. Der Ausdruck, den sie in seinem blei-

chen Antlitze las, stimmte ihr Herz weich und zum Mitleiden.

— Sind Sie wirklich unglücklich? fragte sie leise und mit bebender Stimme.

Er ergriff ihre Hand und drückte sie an seine heißen Lippen.

— Sie haben zu rasch mein Urtheil gesprochen! stammelte er. Pauline, warum hat Ihr Vater noch vor kurzer Zeit Hoffnungen in mir erweckt, die nie in Erfüllung gehen können?

— Statt der Antwort theile ich Ihnen den Verlauf der Dinge mit. Ich habe mich längst nach diesem Augenblicke gesehnt — Gott sei Dank, daß er gekommen ist!

Sie warf die schweren Locken zurück und begann:

— In jener Zeit bewarben sich Viele um meine Hand, aber ich haßte und verachtete die Männer — darum wies ich Alle ab. Da erschien Felix; er war bei der Gesandtschaft angestellt, die sein Landesherr in der Residenz unterhielt. Ein Zufall macht ihn mit meinem Vater bekannt, und in Folge dieser Bekanntschaft besuchte er unser Haus. Der Gesandtschafts-Attache war nicht schön, aber er gefiel den Frauen, weil er im Umgange liebenswürdig und von feinen Sitten war. Das weibliche Geschlecht behandelte er mit großer Achtung und einer Art ritterlicher Galanterie, die ihm überall den besten Empfang bereitete. In seiner

Unterhaltung zeigte er Ruhe, Klarheit und Festigkeit. War mein Gemüth auch befangen — dieser Mann ging nicht ohne Bedeutung an mir vorüber. Ich ward stolz, als ich bemerkte, daß er mich anfangs in der Unterhaltung, später im Umgange auszeichnete. Seine Bekanntschaft hatte mich fähig gemacht, das Würdigere und Bessere zu erkennen, und, Sie verzeihen mir die offene Erklärung, ich war stolz, daß ein so geistreicher Mann, ein so fester Charakter sich mir näherte. Unbemerkt brachten seine angenehmen Gespräche uns einander näher. Ich empfand ein so großes Wohlgefallen an ihm, daß ich es selbst eine Zeit lang für Liebe hielt. Als er mir seine Hand anbot, nahm ich sie an. Mein Vater, der mir freie Wahl ließ, willigte ein. Durch diese rasche Verbindung wollte ich an dem Manne eine Art Rache üben, der das Vermögen über meine Person gestellt hatte. Unsere Verbindung machte Aufsehen. Man konnte nicht begreifen, daß ich unter dem Schwarme glänzender Bewerber diesen vorgezogen hatte. Friederike, eine arme Verwandte, die ich damals zu mir genommen, erzählte mir in ihrer Einfalt die Urtheile wieder, die ihr zu Ohren gekommen. In den Gesellschaften, die wir als junge Ehegatten besuchten, ergriff mich eine große Aengstlichkeit, eine Art Scham über meine Wahl, und Felix schien mir der Mann nicht mehr, der er mir früher gewesen. Als Frau hatte ich nur wenig heitere Stunden; diese naheten

sich dann, wenn ich mit meinem Manne in stiller Häuslichkeit lebte — dann zeigte er seinen Geist, seine feine Bildung und seinen Charakter. Aber auch dies sollte bald schwinden. Das in der Einsamkeit mühsam errichtete Gebäude meines Glücks ward vernichtet, sobald wir uns in einer Gesellschaft zeigten. Die Männer, so schien es mir, behandelten meinen Gatten zwar mit Achtung, aber sie zogen sich von ihm zurück. Dieselben Frauen, die sonst bemüht gewesen, ihm zu gefallen, hatten nur Gleichgültigkeit für ihn, sie sprachen selbst, daß ich es hören konnte, von seiner Häßlichkeit.

— Kaum ein Jahr nach unserer Verheirathung ward mein Mann dergestalt von Geschäften überhäuft, daß er mir nur wenig Zeit widmen konnte. Ich, die ich ihm mein ganzes Leben gegeben, wurde von ihm vernachlässigt. Warum? Hatte er nöthig zu erwerben? Der Ehrgeiz stachelte ihn, seine Frau und sein Kind galten ihm nur wenig.

— Soviel ich auch bat, so oft ich ihm mein bedeutendes Vermögen zur Verfügung stellte — er verfolgte seinen Weg, ohne meiner zu gedenken. Anfangs meinen Bitten taub, spottete er ihrer später. Und hatte ich nicht Ansprüche an meinen Mann? Die Gunst der Fürsten stand ihm höher, als die Liebe und das Glück seiner Frau.

— Bald zeigte sich der wahre Charakter des Barons; er behandelte mich kalt und lieblos. Hartnäckig verweigerte

er mir, seinen Posten aufzugeben. O, ich errathe seine Absicht! Wie wird es mir ergehen, wenn er meine Hülfe nicht mehr bedarf! Die Vorstellungen meines Vaters wies er mit Verachtung zurück, und zwischen Beiden entspann sich die Feindschaft, die heute noch fortdauert. Felix trieb es so weit, daß er den Umgang mit meinem Vater abbrach; ich darf den alten Mann nur in seiner Anwesenheit sprechen. Ist es möglich, daß eine Frau von Herz und Geist eine solche Behandlung erträgt? Wer da weiß, welches Opfer ich dem Baron gebracht, wird das tiefste Mitleiden mit meiner Lage haben, die sich täglich verschlimmert. Ich kann seiner Behandlung, die er mit der ihm eigenen Delicatesse und Energie fortsetzt, nur Ergebung und Thränen entgegenstellen, Thränen um verlorenes, leichtsinnig geopfertes Glück.

— Der Arzt schrieb unserm Kinde den Aufenthalt in der stärkenden Luft vor. Ich forderte, daß Felix dieses Landhaus kaufte: es geschah. Er nahm selbst Urlaub, um mit mir den Sommer hier zu verleben. Die Hoffnung erwachte, daß er sich endlich seiner Familie anschließen würde — da ruft ihn der Gesandte, und er verläßt Weib und Kind, um seinen ehrgeizigen Plänen nachzugehen. Das Uebrige wissen Sie. So bin ich nun auf Ihre Fürsorge und auf den Umgang mit der Räthin angewiesen.

Pauline schwieg.

Hagenau wußte nicht, ob er trösten oder den Freund vertheidigen sollte; er begriff, daß in dem Betragen desselben eine kaum zu rechtfertigende Härte lag.

— Hier ist der Landungsplatz! rief eine Stimme. Agnes stand am Ufer. Pauline ergriff das Ruder und gab dem leichten Boote die Richtung nach der bezeichneten Stelle.

— Großmutter ist in Sorgen um Sie gewesen! sagte Agnes. Sie hat Boten ausgeschickt.

— Wollen Sie allein den Weg fortsetzen? fragte Anton Paulinen.

— Ich möchte meinen Wagen hier erwarten.

Beide stiegen aus. Agnes befestigte die Kette des Kahns an dem Uferpfahle. Die Räthin empfing die jungen Leute in dem kleinen Saale.

— Ah, rief sie, wenn mein Schützling sich unter der Obhut der Frau Baronin befindet, habe ich keinen Grund zur Besorgniß. Aber man muß das nur wissen, mein junger Freund! fügte sie im Ton des Vorwurfs hinzu.

— Der Zufall führte mir den ermüdeten Spaziergänger entgegen, sagte freundlich die junge Frau.

— Gestatten Sie mir, daß auch ich von dem Zufall Vortheil ziehe —

— Wie?

— Nehmen Sie mit uns das Nachtessen ein, gnädige Frau.

— Gern. Jede Minute in Ihrer Gesellschaft ist mir kostbar.

Während die Gesellschaft bei Tische saß, eilte ein Bote dem benachbarten Landhause zu. Nach einer Stunde kam die Equipage an. Als Pauline sich entfernt hatte, sagte die Räthin: Das ist eine gristreiche Dame! Ihre Grundsätze bezüglich der Ehe sind so richtig, daß ich sie nicht anfechten kann. Der Baron verfährt zu eigensüchtig; man muß der Frau auch Etwas gönnen. Bedenken Sie nur, was für ein Leben die arme Frau führen müßte, wenn sie uns nicht hätte!

Anton betrat sein Zimmer mit ganz eigenen Gefühlen. Die Liebe zu Paulinen war in ihrer ganzen Stärke wieder erwacht, und der Ausspruch der Räthin änderte seine Ansichten über des Barons Benehmen. Aber welche Stellung sollte er zwischen dem Freunde und der Gattin desselben einnehmen? Wollte er seinem Gefühle folgen, so mußte er an der Freundschaft zum Verräther werden. Er besaß noch Muth genug, das unglückselige Zusammentreffen zu bedauern.

Anton stattete in Begleitung der Räthin Besuche in dem Landhause des Barons ab. Pauline hatte bereits einen Brief von ihrem Gatten erhalten: sie schwieg, als ob

es nicht der Mühe werth sei, darüber zu reden. Auch Anton erhielt einige Tage später einen Brief. Der Baron erkundigte sich angelegentlich nach dem Benehmen seiner Frau und fragte an, ob der Commerzienrath Moller, Paulinens Vater, sich habe sehen lassen. Was lag in diesen kurzen Zeilen! Der Empfänger fühlte sich verletzt. Felix betrachtete ihn wirklich als einen Spion. Er war unschlüssig, wie er die Antwort auf diesen Brief abfassen sollte.

Denselben Tag schickte Pauline ihren Wagen, der die Räthin abholen sollte. Die alte Dame veranlaßte ihren Pflegebefohlenen, daß er sie begleite.

— Fehlt Ihnen die Lust? fragte sie lächelnd, als Anton überlegte.

— Ich wollte Briefe schreiben.

— Schreiben Sie morgen.

— Aber es ist nöthig.

— Für heute nehme ich Sie in Beschlag. Die Baronin schreibt mir, daß ihr Vater angekommen sei.

— Der Commerzienrath Moller?

— Ich kenne den Namen des Herrn nicht; aber die Baronin bittet mich, nicht ohne Sie zu kommen, damit der alte Mann Unterhaltung finde.

Pauline setzte also volles Vertrauen in ihn; sie verschwieg ihm die Anwesenheit des Vaters nicht, den der Baron aus dem Hause verbannt hatte. Außerdem ließ

sich auch annehmen, daß der Vater selbst ihn zu sehen wünsche. Es standen demnach wichtige Aufklärungen bevor. Dies bestimmte ihn, Toilette zu machen und die Räthin zu begleiten, die sich glücklich in dem bequemen und eleganten Wagen fühlte.

— Ich bedauere die arme Baronin, äußerte sie unterwegs.

— Warum! fragte Anton.

— Lebte sie in einer glücklichen Ehe, ihr bliebe nichts zu wünschen.

— Wer sagt Ihnen daß die Ehe unglücklich ist? fragte Anton in seiner Zerstreuung.

— Die Baronin hat sich nicht etwa beklagt, antwortete die alte Dame; aber ich müßte ja blind sein, wenn mir entginge, daß nicht Alles so ist, wie es sein soll. Wenn einer von den beiden Gatten eine Lection verdient, so ist es der Baron —

— Ah, Sie haben Ihre Ansicht geändert!

— Seit ich die Baronin kenne, die eigenthümlich behandelt sein will. Mein Freund, Sie sind zu wenig Frauenkenner, um mich zu begreifen. Wenn Sie einmal verheirathet sind, werden Sie die zarten Charakterzüge einer Frau kennen lernen. Apropos, wie gefällt Ihnen meine Agnes?

— Sie ist ein gutes, schönes Mädchen.

— Dazu habe ich sie erzogen.

— Wie sich erwarten ließ.

— Es freut mich, dieses Lob aus Ihrem Munde zu hören.

— Warum?

— Weil Ihre Tante einen Plan mit mir verabredet hat —

— Darf ich diesen Plan wissen?

— Nachdem Sie so lange in meinem Hause sind, ja.

— Sie erregen meine Neugierde.

— Agnes erbt einmal ein hübsches Vermögen.

— Ich wünsche ihr Glück dazu.

— Bewerben Sie sich um die Gunst des guten und schönen Kindes.

— Frau Räthin, Sie scherzen! rief Hagenau erstaunt.

— Ich spreche im vollen Ernste.

— Ist dies der Plan, den Sie mit meiner Tante entworfen haben?

— Ja. Billigen Sie ihn?

— Ihre Fürsorge rührt mich!

— Es ist ja Zeit, daß man an Ihre Zukunft denkt. Im Winter wohnen Sie in Zürich, im Sommer hier am See. Agnes ist so erzogen, daß sie das Glück des Mannes macht, dem sie einmal angehören wird.

— O, daran zweifle ich nicht!

— Das Vermögen meiner Enkelin beträgt mehr als zweimalhunderttausend Thaler. Ich erkläre Ihnen die Erbschaftsangelegenheit später —, für heute wissen Sie, was Sie wissen sollen. Sind Sie zufrieden? fragte die Alte, die sich lächelnd zu dem jungen Manne neigte.

Sie hatte ein freudiges Staunen Antons erwartet; als dieser aber ernst schwieg, sagte sie in einem gereizten Tone: Fast scheint es, als ob Ihnen meine Enkelin nicht gefällt.

— Agnes ist ja die Liebenswürdigkeit selbst! rief Hagenau aus.

— Und dennoch bleiben Sie so gleichgültig!

— Wissen Sie denn, ob Agnes Gefallen an mir findet?

— Sie wird dankbar den Mann annehmen, den ich ihr bestimme.

— Und aus lauter Dankbarkeit vielleicht unglücklich sein. Muß ich Sie denn an die Grundsätze erinnern, die Sie bezüglich der Ehe so oft ausgesprochen haben? Frau Räthin, es ist eine Umwandlung mit Ihnen vorgegangen, die ich mir nicht erklären kann.

Der Wagen fuhr in den Hof des Landhauses.

— Wir nehmen morgen dieses Thema wieder auf, flüsterte verdrießlich die Räthin. Dann werde ich Ihnen

meine Gründe mit jener Schärfe entwickeln, die Sie an mir kennen.

Ein Diener führte den Besuch in die Veranda.

Friederike und Pauline saßen an einem eleganten Arbeitstische. Die Baronin war mit einer Stickerei beschäftigt; die Gesellschafterin las aus einem Buche vor.

Pauline warf die Arbeit bei Seite. Anton von Hagenau bemerkte, daß die junge Frau heute bleich aussah. Sie trug ein Kleid von schwarzer Seide und ein reizendes Häubchen. Es schien, als ob sie die Räthin in einer wehmüthigen Freude begrüßte. Dann wandte sie sich zu dem jungen Manne: Willkommen, Herr von Hagenau!

Anton hatte heute sorgfältig Toilette gemacht. Er war wirklich ein aristokratisch schöner Mann. Die Baronin warf einen schmerzlichen Blick auf ihn. Dann sagte sie: Mein Vater ist angekommen. Sie treffen ihn dort in der Lindenallee am See.

Hagenau kam der Aufforderung, die in diesen Worten lag, nach. Wir begleiten ihn durch den reizenden Park. Er folgte dem Hauptwege, der zu der schattigen Allee führte, die sich an dem Ufer hinzog. Ein sauber gekleideter Greis saß auf einer Steinbank und weidete sich an der herrlichen Fernsicht, die sich von diesem Punkte aus über den weiten See bot. Die blauen Wölkchen aus seiner Cigarre kräuselten sich über seinem Haupte. Auf das Ge-

räusch der Schritte des Ankommenden wandte er sich, ohne den Platz zu verlassen. Er grüßte in freudiger Erregung, und bat den jungen Mann, sich an seine Seite zu setzen.

Der Commerzienrath Moller war ein Greis von ungefähr fünf- bis sechsundfünfzig Jahren. Sein volles Haar war schneeweiß. Das glatt rasirte Gesicht hatte feine Züge. Dem blauen Auge unter den buschigen Brauen entströmten scharfe, kluge Blicke. Die hohe, etwas eckige Stirn verrieth Intelligenz und Energie. Er liebte den Schmuck, denn an seinen Fingern erglänzten kostbare Ringe und auf dem saubern Busenstreifen Diamantknöpfe. Wir führen diesen Umstand an, da er den Mann charakterisirt.

Beide hatten sich wie Bekannte begrüßt. Der Commerzienrath sprach seine Freude darüber aus, daß Anton genesen sei. Ohne Umstände knüpfte er nun das folgende Gespräch an diesen Ausspruch.

— Sie sind das Opfer einer elenden Intrigue geworden, Herr von Hagenau. Sie wissen, daß mich meine Theilnahme nach dem Forsthause trieb, in dem Sie krank lagen —

— Verzeihung, Herr Commerzienrath, wenn ich Sie bitte, sich der Unterredung zu erinnern, die wir dort hatten.

— O mein lieber Herr, ich habe kein Wort vergessen! rief lächelnd der Alte.

— Sie machten mir Hoffnung auf die Gunst Ihrer Tochter —

— Ganz recht.

— Und Pauline war doch schon verheirathet.

— Leider war sie es! antwortete Moller mit einem tiefen Seufzer.

— Eine offene Erklärung, damals von Ihnen gegeben, würde den traurigen Conflict vermieden haben, in dem ich heute mit meinem Jugendfreunde stehe. Sie wissen doch, daß der Baron —

— Jetzt weiß ich es — damals wußte ich es nicht. Ihre Stellung würde vielleicht eine andere gewesen sein; die Lage meiner Tochter aber nicht. Sie kennen sie. Das arme Geschöpf ist zu beklagen. Trotz ihres Reichthums ist sie eine arme Frau, eine Magd, die sich den Launen ihres Mannes fügen muß, eines Mannes, den sie nicht liebt. Aus Liebe erträgt eine Frau viel — hier vermehrt die Abneigung das Drückende. — Seit Pauline Sie wieder gesprochen, der Sie ihre erste Liebe sind, ist ihr die Lage unerträglich geworden.

— Herr Commerzienrath, ich darf dieses Gespräch nicht fortsetzen — —

— In diesem Falle geben Sie Paulinen preis? fragte der Alte, seinen stechenden Blick auf den jungen Mann heftend.

— Der Baron wird sein Benehmen ändern, Pauline wird noch glücklich werden!

— Hoffen Sie das nicht, sagte Moller fest. Ich will davon nicht sprechen, daß der Baron mein Todfeind ist — aber Pauline kann deßhalb seine Gattin nicht bleiben, weil sie ihn haßt. Die Scheidung ist beschlossen.

— Mein Herr, rief Anton erschreckt, was sagen Sie da?

— Die Scheidung war schon damals beschlossen, als ich Sie aufsuchte, fuhr Moller ruhig fort. Ich bin alt, wer kann wissen, wie lange ich noch lebe — ehe ich aus dieser Welt scheide, will ich meiner Tochter Glück gesichert sehen. Der Baron kennt die Abneigung seiner Frau gegen ihn; trotzdem läßt er die unglückliche Verbindung fortbestehen, er findet Gefallen daran, den Herrn zu spielen. Wollen wir nun auch annehmen, daß er seine Frau rücksichtsvoller behandelt — seine Liebkosungen werden der armen Pauline noch verhaßter sein, als seine Kälte und seine Anmaßung. Mich, mein Herr, kann er in diesem Leben nicht wieder versöhnen. Geben Sie also die Hoffnung auf, ihm zu nützen. Diese Worte werden genügen, um Ihnen das zu erklären, was Ihnen noch dunkel ist.

Hagenau starrte bestürzt den Commerzienrath an, der ruhig seine Cigarre fortrauchte, als ob er das gleichgültigste Thema von der Welt verhandelt hätte.

— Versuchen Sie den Weg der Sühne! bat der junge Mann.

— Dazu rathen Sie mir? fragte mit einem Anflug von Hohn der Alte.

— Ich bin der Freund des Barons — und dies kann ich nicht oft genug wiederholen.

Moller legte seine feine Hand auf die Schulter Antons.

— Mein lieber Freund, sagte er gutmüthig, seit Pauline weiß, daß Sie Ihr Leben preisgegeben, um sich zu rechtfertigen, hängt sie in schwärmerischer Liebe an Ihnen. Der Baron, und wäre er der vollkommenste Mann, würde diese Neigung nicht zerstören können, die seit Ihrem Erscheinen in diesem Landhause zur glühenden Leidenschaft gesteigert ist. Ich bin gekommen, um Ihnen dies zu sagen. Können Sie es über sich gewinnen, die letzte und einzige Hoffnung der Dulderin zu zerstören, so gehen Sie zu dem Freunde und berathen Sie mit ihm die Maßregeln, die angemessen erscheinen, um —

— Sprechen Sie nicht weiter, mein Herr! rief Anton. Aber gönnen Sie mir Frist, einen Entschluß zu fassen. Ich beklage Paulinen, ich liebe sie noch — wäre sie mir als Witwe oder als Geschiedene entgegengetreten — Herr Commerzienrath, fast möchte ich wünschen, daß ich in dem Duell geblieben wäre!

In diesem Augenblicke erschien Friederike; sie zeigte an, daß die Mittagstafel servirt sei. Dann grüßte sie bescheiden und entfernte sich wieder.

— Die Gesellschafterin meiner Tochter, sagte Moller.

— Ich weiß es.

— Sie wissen aber nicht, daß der Baron sie liebt.

— Unmöglich!

— Ich werde Mittel finden, Sie zu überzeugen. Glauben Sie mir, der Baron erfährt Alles, was hier vorgeht.

— Dieses bescheidene, schüchterne Mädchen, das mit Liebe an dem Kinde hängt — —

— Weil es das Kind des Barons ist. Wir dulden sie, weil sie uns nicht schaden kann.

Hagenau folgte wie ein Träumender dem Commerzienrathe. Beide traten in den Saal, wo die Tafel gedeckt stand. Der prachtvolle Raum duftete nach frischen Blumen, die der Gärtner in großen Vasen aufgestellt hatte. Zwei Lakaien in reicher Livree bedienten die Gäste bei Tische. Friederike saß Hagenau gegenüber, der nun Gelegenheit fand, sie näher zu beobachten. Sie war keine blendende, aber doch eine Schönheit, die zum Herzen sprach. In ihren bleichen Zügen lag eine unbeschreiblich rührende Schwermuth, die sich auch in ihren Worten und in ihrem Benehmen ausdrückte. Sie sprach nur, wenn sie gefragt ward, und dann so bescheiden, daß man unwillkürlich vermuthete, sie

wolle absichtlich ihre reichen Vorzüge verbergen. Obgleich Friederike in dem Alter der Baronin stand, so sah sie doch jünger aus, als diese. Das volle schwarze Haar, das sie sorgfältig coiffirt trug, war ein Hauptbestandtheil ihrer körperlichen Schönheit. Es ließ sich nicht leugnen, daß sie Eindruck auf einen Mann machen mußte. Pauline behandelte ihre Gesellschafterin mit einer Freundlichkeit, die keine Spur von Herablassung trug. Wer das Verhältniß nicht kannte, würde Friederiken für eine zur Gesellschaft gehörende Dame gehalten haben. Der Commerzienrath war heiter, gesprächig; er unterhielt sich eifrig mit der Räthin, die an ihm ihren Mann gefunden hatte.

Man saß noch bei dem Nachtische, als eine Magd eintrat und Friederiken einige Worte leise in das Ohr flüsterte.

— Mein Gott! rief sie erschreckt aus.

— Was giebt's? fragte die Baronin.

— Alfred leidet an einem starken Krampfanfalle.

Eilig verließ sie den Saal.

Die Baronin ließ einen Diener kommen und befahl ihm, mit dem Wagen nach Zürich zu fahren, um den Arzt zu holen. Dann entfernte sie sich mit der Räthin, die den kranken Knaben sehen wollte.

— Ich erinnere mich, begann der Commerzienrath, daß meine Tochter im zarten Alter einmal krank war — damals gab ich eine Geschäftsreise auf, durch die ich

zwanzigtausend Thaler hätte retten können — der Baron kümmert sich nicht um seinen Sohn, obgleich er weiß, daß das Kind krank ist.

Hagenau hatte den Muth nicht, seinem Freunde ferner das Wort zu reden. Die Erbitterung des Vaters und der Tochter gegen ihn war zu groß, als daß er sie mildern zu können hoffen durfte.

Die Frauen waren mit dem Kinde beschäftigt, das ernstlich krank geworden. Friederike war besorgter, als die Mutter selbst. Die Räthin schüttelte bedenklich ihr greises Haupt, als sie aus dem Krankenzimmer zurückkehrte.

— Man muß es dem Baron melden, meinte sie. Der Knabe wird nicht lange mehr leben.

Nach einer Stunde kam der Arzt an. Er beobachtetet lange das kranke Kind.

— Was halten Sie von diesem Anfalle? fragte Pauline.

— Ich werde diesen Abend den Knaben noch einmal besuchen. Kommen Sie pünktlich meinen Verordnungen nach. Der Zufall ist nicht unerheblich.

Friederike saß weinend an dem Bette; sie hielt die kleinen Hände des Kindes, die wie Feuer brannten, in den ihrigen. Pauline schien ruhig und gefaßt zu sein. Sie sandte einen Boten ab, der eine telegraphische Depesche den Baron nach Zürich brachte.

— Morgen Abend kann mein Mann eintreffen, sagte sie

— Wenn es ihm die Geschäfte erlauben, fügte ironisch der Commerzienrath hinzu.

— Er wird kommen, behauptete die Räthin, der ein tieferer Blick in die Verhältnisse noch nicht gestattet war. Die Veranlassung ist zu ernst, als daß er nicht auf der Stelle abreisen sollte. Alfred ist ja sein einziges geliebtes Kind.

Während die beiden alten Leute sich unterhielten, trat Hagenau zu Paulinen, die sinnend in der Veranda stand und über die flimmernde Fläche des See's blickte.

— Hoffen Sie! flüsterte er ihr zu.

Sie sah ihn an. Thränen standen in ihren Augen.

— Der Sohn wird Ihnen erhalten werden, fuhr der junge Mann fort.

— Das gebe Gott!

— Auch der Gatte; er wird Ihren Schmerz theilen.

— Mit dieser Hoffnung wollen Sie mich trösten, Sie, Anton? flüsterte sie trübselig. Dann muß Ihnen mein Vater nicht Alles gesagt haben.

— Ich weiß Alles!

— Und dennoch verweisen Sie mich auf den Baron!

Sie weinte still vor sich hin. Ihr leises Schluchzen durchschnitt Hagenau das Herz.

— Pauline! rief er bewegt. Mein Leben gebe ich für Sie hin.

— Bewahren Sie es der unglücklichsten aller Frauen. Sie werden mich bald frei sehen!

Sie reichte ihm die Hand. Dann zog sie sich in ihr Zimmer zurück, dessen Thür sie verschloß. Hagenau war erschüttert. Die letzten Worte hatte Pauline in einem seltsamen Tone gesprochen und mit einem noch seltsamern Blicke begleitet. Anton fühlte sich versucht, diesen Worten eine schreckliche Deutung zu geben. Und ließ sich bei dem extravaganten Charakter der jungen Frau nicht Alles fürchten? Der Freund konnte den Baron nicht frei sprechen von Schuld, seine Kälte mußte das Herz der fühlenden Frau verletzen. Jetzt erwartete sie von der ersten Liebe das Glück ihres Lebens — wenn diese Hoffnung getäuscht würde! Die Worte „ich werde bald frei sein!“ erklangen immer noch vor seinen Ohren, sie waren der Erguß eines verzweifelnden Herzens.

Die Räthin mahnte zur Heimkehr.

Der Vater rief die Tochter, als die Gäste Abschied nehmen wollten.

Pauline erschien, äußerlich ruhig; aber ihr Auge verrieth, daß etwas Ungewöhnliches in ihrem Innern vorging. Hagenau fürchtete das Aergste.

— Wir müssen uns erklären! flüsterte er ihr zu.

— Wann?

— Diesen Abend neun Uhr werde ich hier sein.

— Sie treffen mich an dem Ort, wo Sie meinen Vater gefunden haben. Das Gitter des Parks wird offen sein.

— Auf Wiedersehen!

Eine leichte Röthe erschien auf den bleichen Wangen der jungen Frau. Sie küßte die Räthin zum Abschiede. In allen ihren Bewegungen sprach sich große Erregtheit aus.

— Morgen sehen Sie mich wieder! versicherte die alte Dame.

Pauline begleitete die Räthin bis an den Schlag; es schien, als ob sie sich schwer von ihr trennen könne. Hagenau küßte ihr respectvoll die Hand. Er fühlte, daß sie heftig zitterte.

— Ich komme! flüsterte er ganz leise.

Ein dankbares Lächeln war die Antwort.

— Auf Wiedersehen, Frau Räthin! rief der Commerzienrath.

— Ich sehe Sie in meiner Wohnung.

Der Wagen fuhr ab. Pauline winkte noch einen Gruß mit ihrem Tuche nach.

— Die arme Frau! meinte die Räthin. Sie ist so ergriffen, daß ich das Aergste fürchte, wenn der Knabe stirbt. Gebe Gott, daß der Baron kommt.

Hagenau antwortete nicht. Wie ein Träumender betrat er sein Zimmer, in dem er bis zum Abende blieb.

Gegen neun Uhr trat Anton von Hagenau in den Garten. Er trug einen leichten Mantel und einen runden Hut. Die Räthin kannte dieses Costüm.

— Was ist das? fragte sie rasch. Wollen Sie spät noch einen Spaziergang machen?

— Es ist so schwül in meinem Zimmer. Mir brennt der Kopf —

— So schwül, daß wir bald ein Gewitter bekommen. Sie dürfen nicht allein gehen — Agnes kann Sie begleiten.

— Das wäre zu viel! meinte Hagenau. Erlauben Sie mir, daß ich allein gehe; ich werde schon auf der Hut sein. Mademoiselle Agnes ist Ihnen nützlicher, als mir. Der Träumer, der noch mit seiner Schwäche kämpft, würde das gute Kind nur langweilen.

Er zog den Hut und verließ den Garten.

— Der Träumer! murmelte die Räthin vor sich hin. Mir scheint, die Gesellschaftsdame der Baronin, die ein höchst interessantes Wesen ist, hat Eindruck auf den Schwärmer gemacht. Ich muß ihn beobachten. Es wäre mehr als ärgerlich, wenn mein vortrefflicher Plan zerstört würde. Um sicher zu gehen, werde ich morgen ernstliche Rücksprache nehmen.

Sie rief Agnes, die mit dem Begießen der Blumen beschäftigt war. Wo ist Bäbi?

— In der Küche.

— Bleibe hier, bis ich zurückkehre.

Die Alte ging in die Küche. Bäbi hatte so eben ihre Arbeit vollendet; sie war erstaunt, die Alte um diese Zeit zu sehen.

— Bäbi, Du bist ein verschwiegenes Mädchen, begann geheimnißvoll die Räthin.

— Ja, Madame!

— Nimm Deinen Mantel und Deinen großen Strohhut.

Die Magd nahm den Mantel um und setzte den Hut auf den Kopf.

— So! Was soll ich thun?

— Herr von Hagenau ist so eben ausgegangen.

— Ich habe ihn durch das Fenster gesehen. Richtig, dort schleicht er am See hin. Der arme Mann ist krank, und geht noch so spät aus.

— Das macht mich besorgt. Zurückhalten konnte ich ihn nicht, darum wirst Du ihm folgen.

— Gern, Frau Räthin.

— Halt, Bäbi! Er soll nicht wissen, daß er beobachtet wird. Du läßt ihn nicht aus den Augen. Nur in dem Falle, daß es zu spät wird, kannst Du ihn anreden und zurückführen. Kehrt er selbst zeitig um, so folgest Du ihm, ohne daß er es merkt. Nun eile, damit Du den jungen Herrn noch einholen kannst.

Die Magd, eine starke und gewandte Bäuerin, verließ durch eine Seitenthür das Haus, ging rasch über den Hof und erreichte bald den Weg, den Hagenau eingeschlagen hatte. Nach sechs Minuten schon sah sie seine Gestalt in der Dämmerung, die rasch zunahm, denn von Westen her zog ein Gewitter auf, das die untergehende Sonne völlig einhüllte.

Anton der seine Beobachterin nicht ahnte, ging unter dem Schutze der Dunkelheit rasch dem Landhause des Barons zu, das er nach einer Viertelstunde erreichte. Die kleine Thür in dem Gitter, das den Park von der Straße schied, war angelehnt. Er stieß sie auf und trat in den duftenden Garten. Die ersten starken Blitze zuckten durch die Nacht. Die Luft war noch schwül und ruhig, kein Blatt an den Bäumen und Gesträuchen bewegte sich. Links lag das Landhaus wie ausgestorben. In keinem der Fenster zeigte sich ein Licht. Hagenau mußte an der Giebelseite vorübergehen. Da hörte er das Weinen des kranken Kindes und den Gesang Friederikens, die sich bemühete, den kleinen Patienten zu beruhigen. Das Weinen übertönte die bebende Stimme der sorgsamen Wärterin.

Hagenau erreichte die Allee, unter deren dichtem Blätterdache es dunkel war, wie in einem Gewölbe. Links hörte er das leise Plätschern des See's, dessen Wasser das ausgemauerte Ufer bespülte. Vorsichtig ging er weiter. Da

sah er bei dem Leuchten des Blitzes eine weibliche Gestalt, die ruhig auf der Steinbank saß. Er eilte dorthin.

— Pauline! flüsterte er.

— Anton! rief eine bebende Stimme zurück.

Hagenau stand erschreckt vor der Dame, erschreckt über den vertraulichen Ton, den er unwillkürlich der Gattin des Freundes gegenüber angeschlagen hatte. Und sie war mit Leidenschaftlichkeit auf diesen Ton eingegangen.

— Ich habe lange gewartet! sagte leise die Baronin, die aufgestanden war. Sie sind gekommen — nun ist Alles gut. Ein leiser Seufzer folgte diesen Worten.

Hagenau, der von dem raschen Gehen erschöpft war, ließ sich an ihrer Seite nieder. Ein kalter Schauder durchrieselte ihn, als er mit der Hand ihr seidenes Kleid berührte.

— Sie sind zu einer wichtigen Unterredung gekommen, begann sie mit bebender Stimme. Dieser Abend entscheidet über mein Leben. Ich will der Vergangenheit nicht erwähnen, die mein Unglück in sich schließt — ich habe so viel gelitten, daß ich der Ermuthigung bedarf. Anton, ich habe Ihnen ein großes Unrecht abzubitten! Bin ich auch die Pauline nicht mehr, die Sie vor fünf Jahren liebten —

Sie schwieg, als ob sie Kraft sammelte, um den Satz zu vollenden. Dann fuhr sie nach einer Pause fort:

— Ich habe zu spät erfahren, daß Sie mir ein treues Herz entgegengebracht, und daß ich nur mit Ihnen glücklich

sein kann. Felix hat mich tief gedemüthigt — aber er hat mich auch gelehrt, mich selbst erkennen. Wollen und können Sie vergessen, daß ich mich an Ihnen versündigt habe?

— Sie sind noch die Gattin meines Freundes! stammelte Hagenau, dessen Liebe in ihrer ganzen Gewalt wieder erwachte.

— Ich bin es nur noch vor der Welt. Unsere Herzen sind längst geschieden. Mahnen Sie mich nicht daran, das alte Band zu erneuern — ich kann sterben, aber nicht mehr die Gattin des Mannes sein, dem ich verblendet meine Hand gereicht. Anton, ich wiederhole die Frage: Können Sie mir verzeihen?

Sie preßte mit krampfhaftem Zittern seine Hände an ihren Busen.

Hagenau sank überwältigt zu ihren Füßen nieder. Pauline legte ihr glühendes Gesicht in seine Hand. Ein jäher Blitz schreckte sie auf. Der Wind schüttelte die Wipfel der Bäume.

— Pauline, Gott verzeihe mir, wenn ich an dem Freunde sündige!

— Ich vertheidige Dich! rief sie leidenschaftlich. Du hast Nichts verbrochen! Der Baron hat mich nicht mehr besessen, ehe Du gekommen bist. Nun will ich leben, für Dich leben und schaffen! Siehst Du, fügte sie schluchzend hinzu, sonst wäre ich gestorben.

Er umschlang sie und drückte einen Kuß auf ihre bebenden Lippen. Sie preßte ihn wie eine Sinnlose fest an sich. Das Gewitter begann sich zu entladen, der Donner rollte über den aufgeregten See hin und die Blitze zerrissen die Nacht. Die Liebenden vergaßen die aufgeregte Natur in dem Rausche, den gegenseitige Bekenntnisse und Schwüre erzeugten. Sie flüchteten sich vor dem Sturme in die Veranda. Nach einer Stunde leuchtete der Mond vom klaren Nachthimmel herab. Hagenau eilte seiner Wohnung zu — er trug den Ring Paulinens am Finger.

Am folgenden Tage gegen Abend kam der Baron an. Die Nachricht von der Krankheit seines Sohnes hatte ihn zur schnellen Abreise angetrieben. Der Knabe befand sich außer Gefahr. Friederike, die gewacht, gebetet und geweint, saß bleich und mit trüben Augen an dem Krankenbette. Felix reichte ihr gerührt die Hand.

— Ich werde dankbar sein!

Mit diesen Worten verließ er die stille Wärterin. Er ging in das Zimmer seiner Gattin, wo er den Commerzienrath antraf. Die gegenseitige Begrüßung der beiden Gatten läßt sich denken.

— Sie sind hier? fragte er mit schneidender Kälte.

— Wollen Sie die arme Frau auch des Vaters berauben? Ich werde nicht mehr von der Seite meiner Tochter weichen.

Der Baron entfernte sich, ohne zu antworten. Man sah ihn wieder nach dem Krankenzimmer gehen. Pauline blieb lange bei dem Vater. Am nächsten Morgen sandte sie dem Baron einen Brief. Eine Stunde später überreichte Friederike der Baronin die Antwort; sie lautete:

— Ich habe Sie geliebt und Friederiken, die mein Kind so treulich gepflegt, geachtet — das ist das Geheimniß, das Sie beargwöhnen. Ich willige in die Scheidung, die Sie fordern; aber mein Kind und Friederiken nehme ich mit mir. Sie sind Alfred schon längst keine Mutter mehr gewesen, weil er mein Sohn ist. Mögen Sie nie den Schritt bereuen, zu dem Sie der Haß des Vaters verleitet. Da wir uns bis jetzt nicht verstanden, werden wir uns nie verstehen. Noch einmal: der Himmel bewahre Sie vor fruchtloser Reue — dies ist der einzige Wunsch, den ich noch für Sie haben darf. Die mir gebotene Abfindungssumme verschmähe ich, denn ein königlicher Gesandter kann ohne fremde Hülfe für sein Kind sorgen.

Denselben Tag holte der Arzt den kranken Knaben nach Zürich. Der Baron und Friederike begleiteten ihn. Felix war abgereist, ohne Anton von Hagenau zu besuchen. Wir können hinzufügen, daß ihn Friederike davon abgehalten. Der Commerzienrath fuhr nach der Villa der Räthin. Anton empfing die Nachricht von der Lösung der Wirren mit einem traurigen Lächeln. Als er den

Brief gelesen, den der Baron an seine Gattin geschrieben, sagte er:

— Ich werde meine Angelegenheit ordnen. Wenn dies geschehen, sieht mich Pauline wieder.

Die Sonne des folgenden Tages war noch nicht aufgegangen, als Anton das Landhaus verließ. Zwei Stunden später brachte man ihn als Leiche zurück — der Baron hatte ihn im Duelle erschossen.

Wer im vergangenen Sommer an der Villa der Räthin vorbeigekommen, hätte eine bleiche Frau gesehen, die sich still und wehmüthig mit einem kleinen Knaben beschäftigte. Trotz der Blässe war sie schön; sie war in schwarze Seide gekleidet, als ob sie trauerte. Ganze Stunden brachte sie einsam zwischen den Beeten blühender Blumen zu, die sie pflegte und wartete wie das Kind. Diese bleiche Frau war Pauline; sie lebte bei der alten Räthin, die seit einem Jahre Urgroßmutter war, denn das Kind, das die arme Pauline wartete, war der Sohn Wilhelms und Agnes'. Die Räthin selbst hatte diese Verbindung betrieben, da sie durch das schreckliche Beispiel, das die Baronin gegeben, zu der Erkenntniß gelangt, daß eine Ehe nur dann glücklich sein könne, wenn sie aus reiner Liebe geschlossen würde.

Der Commerzienrath, der seine Rache an dem Baron gekühlt hatte, war seit einem halben Jahre todt. Pauline hatte ihr großes Vermögen dem jungen Wilhelm Nägeli unter der Bedingung vermacht, daß sie sich, so lange sie lebte, als ein Glied seiner Familie betrachten könne. Sie nahm bei Agnes dieselbe Stelle ein, die Friederike bei ihr einst eingenommen hatte. Hörte man sie auch nie klagen, so sprach sich doch stets ein rührender Schmerz in ihren bleichen Zügen aus.

Von Zeit zu Zeit erhielt sie Briefe, die sie unter Thränen las und dann in einem Kästchen wie Heiligthümer aufbewahrte. Diese Briefe kamen von Friederiken, die mit ihrem Gatten, dem Baron, in Paris lebte.

— Ich gäbe viel darum, sagte oft die Räthin, wenn ich wüßte, wen unsere Pauline betrauert.

Agnes wußte es: Pauline betrauerte ihre Verirrungen

Die Grotte von Balme.

I.

Am nördlichen Fuße des Montblanc in Savoyen liegt das reizende Thal Chamouny. Es ist fünf Stunden lang, an manchen Orten kaum eine halbe Stunde breit und wird von der Arve durchströmt, einem Flusse, der seinen Ursprung durch das Thauwasser erhält, das aus dem sogenannten Eismeere, einer Gletscherfläche, wie Krystall hervorquillt.

Zwischen Cluse und Sallenche, reizenden Dörfern in dem Chamounythale, befindet sich die merkwürdige Grotte von Balme in einer Höhe von 700 Fuß über dem Flusse.

Der Weg zu dieser Grotte, die gleichsam in der Luft schwebt, führt über eine Menge von Stufen und Leitern, und der Genuß, die merkwürdige Grotte zu sehen, muß mit Mühseligkeiten und Gefahren erkauft werden.

Im Frühsommer des Jahres 1833 lag unten am Fuße des Felsens ein freundliches Häuschen. Dasselbe wurde von Mutter Blanche, einer Witwe bewohnt, die von der Regierung das Monopol gepachtet hatte, die zahlreichen Reisenden gegen eine Vergütung in die Grotte führen zu lassen.

Mutter Blanche hatte ein hübsches Sümmchen auf den Weg zu der in der Luft schwebenden Naturseltenheit verwendet, in der Hoffnung, auch die weniger kühnen Reisenden zu der halsbrechenden Parthie einzuladen. Trotzdem waren Leitern und Treppen so mangelhaft, die Geländer so schwankend, daß einiger Muth dazu gehörte, sie zu besteigen.

Die Witwe war eine wohlbeleibte, schwerfällige Frau, die den Weg zu der Grotte noch nie gemacht hatte. Sie führte wie ein Mann das Scepter in der kleinen Wirthschaft, bediente die einkehrenden Reisenden, pries mit geläufiger Zunge das Wunderbare der ihr anvertrauten Naturschönheit, zählte die Kosten des von ihr gebauten Weges auf, nannte den Pacht, den sie der Regierung zahlen mußte, klagte über schlechte Zeiten und sorgte, mit einem Worte, dafür, daß die Besuchenden eine gute Gratification zahlten.

Den Dienst der Führerin versah Fanchette, ein von Mutter Blanche angenommenes Mädchen.

Fanchette war eine seltene Erscheinung. Wer sie sah,

mußte die siebzehnjährige Jungfrau bewundern. Ihr Körper war zart, schlank und geschmeidig. Das Mieder von schwarzer Wolle mit den blanken Zinnknöpfen schloß sich um einen zierlichen Leib. Ein Rock von gestreiftem Zeuge ging bis über das Kniee hinab, und der kleine Fuß war stets nackt. Das liebliche Gesicht mit den glühenden schwarzen Augen war von der Sonne gebräunt. Das schwarze Haar, das über der Stirn einen krausen Scheitel bildete, hing in schweren, wie Ebenholz glänzenden Flechten über den Rücken herab. Ein weißes Hemd, das am Halse durch ein buntes Tuch zusammengeknüpft war, hüllte Schultern und Busen ein.

Trotzdem Fanchette einen schweren Dienst hatte und sich nicht der liebevollsten Behandlung von Seiten ihrer Pflegemutter zu erfreuen hatte, war sie doch stets heiter und freundlich. Sie lachte und sang, wenn sie im Hause beschäftigt war, und sprang leicht und sicher wie eine Gemse, wenn sie ihr Amt als Führerin versah. Man kannte das liebliche Geschöpf im ganzen Thale.

Eines Morgens stand Fanchette an der Röhre, die das Quellwasser in einen großen Holztrog leitet. Frisch und lächelnd wie die junge Morgensonne, die hinter den Bergen emporstieg, und eine Fluth goldenen Lichtes in das Thal goß, sang das braune Mädchen ein savoysches Liedchen, während es emsig Gläser und Krüge spülte. Dicht

hinter der Brunnenröhre erhob sich der Felsen, und zwanzig Schritt weiter öffnete sich der Schlund, in welchem die Arve ihr eiskaltes Wasser fortwälzte.

Plötzlich trat ein junger Savoyard hinter dem Felsen hervor.

— Guten Morgen, Fanchette!

— Guten Morgen, Pierrot! antwortete freundlich das Mädchen. Und dabei reichte sie ihm die kleine, nasse Hand.

— Wo ist Mutter Blanche?

— Sie schläft noch.

— Das ist gut, nun kann ich doch mit Dir ein wenig plaudern. Fanchette, Du dienst der Alten so treu und brav, setzest Dich täglich mehr als einmal der Gefahr aus, von den schwachen Leitern in die tiefe Arve zu stürzen, und doch behandelt sie Dich so rauh, und gönnt Dir so wenig Freiheit, daß man Dich von Herzen bedauern muß.

Fanchette sah lächelnd in den klaren Wasserspiegel, der ihr liebliches Gesicht deutlich zurückgab.

— Laß es doch sein! antwortete sie. Mutter Blanche meint es nicht so — sie ist heftig — —

— Ich ärgere mich darüber. Wie oft habe ich ihr nicht schon sagen wollen, daß Du ihr den Lebensunterhalt verdienst, und daß es ihr schlecht ergehen würde mit ihrer Pachtung, wenn sie Dich nicht hätte. Das muß man ihr sagen, wenn sie nicht selbst daran denkt.

— Ich weiß, Du meinst es gut mit mir, Pierrot; aber vergiß nur nicht, daß Mutter Blanche sich meiner angenommen hat, als mein Vater dort oben auf dem Eismeere verunglückte. Da war ich noch klein, konnte nicht arbeiten, und kein Mensch kümmerte sich um mich.

— Glaube doch nicht, daß die dicke Frau Dich aus Mitleiden angenommen hat, sie will mit Dir Geschäfte machen. Du findest Keinen in dem ganzen Thale, der sich zu dem Dienste hergeben möchte, den Du hier versiehst. Fanchette, das ist es nicht allein, was ich mit Dir besprechen wollte.

— Nun was willst Du denn noch? fragte das Mädchen, langsam die Arbeit fortsetzend.

Pierrot strich sich das lange, blonde Haar hinter die Ohren, trocknete mit dem Aermel seiner Manchesterjacke den Schweiß von der Stirne, und sagte dann in sichtlicher Verwirrung.

— Fanchette, Du weißt, daß ich nicht furchtsam bin, daß ich den Fremden bei den gefährlichsten Parthien als Führer diene, aber ich möchte vor Angst vergehen, wenn ich Dich jene Leitern hinansteigen sehe. Ein einziger Fehltritt, und es ist um Dein Leben geschehen.

— Liegt Dir denn so viel an meinem Leben? fragte Fanchette leise und ohne den im ganzen Gesichte glühenden Pierrot anzusehen.

— Soviel, daß ich mich Dir nachstürzen würde! rief er hastig.

— Ist das wahr?

— Ich schwöre es bei der heiligen Jungfrau!

— Guter Pierrot!

— Siehst Du, das wollte ich Dir sagen.

— Ja, mein guter Freund, was ist denn da zu thun?

— Soll ich offen reden, Fanchette?

— Ganz offen.

— Ich wüßte wohl ein Mittel, Dich von diesem gefährlichen Dienste loszumachen.

— Welches?

— Du wirst meine Frau.

Fanchette fuhr mit dem Kruge so tief in's Wasser, daß er den Boden des Holztroges berührte und zerbrach.

— O weh, rief sie, nun wird Mutter Blanche mich auszanken. Das ist gerade ein neuer Krug.

— Laß den Krug, und antworte mir! sagte Pierrot, der wie auf Kohlen stand.

— Morgen, morgen, mein Freund!

— Warum nicht jetzt?

— So etwas will doch überlegt sein.

— Ich sehe schon, Du bist mir nicht gut.

— Pierrot, wenn ich einmal einen Mann nehme, nehme ich nur Dich! rief sie rasch, als sie sah, daß der

Savoyard sich entfernen wollte. Glaubst Du noch, daß ich Dir nicht gut bin? Rühre Dich nicht, rühre Dich nicht! setzte sie leise hinzu. Mutter Blanche steckt soeben den Kopf aus dem Fenster.

Und zugleich ließ sich eine tiefe Frauenstimme vernehmen.

— Da ist ja der faule Pierrot schon am frühen Morgen. Treibe, was Du willst, aber halte mir Fanchette nicht von der Arbeit ab.

— Nein, Mutter Blanche, antwortete Pierrot, der sich nach dem Hause umsah. Ich habe nur so lange geplaudert, bis Sie aufwachten.

— Was bringst Du mir denn, fragte die dicke Frau, indem sie ihren Kopf weiter aus dem kleinen Fenster steckte.

— In dem Gasthause zu Sallenche wohnt ein fremder Herr; er will die Grotte sehen. Ich soll zugleich ein gutes Mittagsessen bestellen. Der Herr ist ein Mylord, ein reicher Mann, der gern gut ißt und trinkt.

— Er soll bedient werden. Tummle Dich, Fanchette, daß wir Ehre einlegen.

Die Alte verschwand von dem Fenster. Fanchette reichte ihrem Freunde die Hand, und eilte in das Haus, nachdem sie gesagt hatte: Wir sprechen bald mehr!

Der glückliche Pierrot verschwand hinter dem Felsen; er eilte zu seinem Mylord nach Sallenche.

II.

Gegen Mittag zog eine wunderliche Cavalcade durch das Thal dem Wirthshause zu. Zwei Männer ritten auf Eseln, die von Pierrot getrieben wurden. Pierrot sang ein heiteres Liedchen. Der erste Reiter war ein schon bejahrter, kurzer, stämmiger Mann mit einem strengen, martialischen Gesichte. Er trug einen hellbraunen Oberrock von leichtem Zeuge, der nachlässig die breiten Schultern bedeckte, und auf dem bereits ergrauten Haupte einen gelben Strohhut mit breiter Krämpe. Ruhig saß er auf seinem Thiere, von Zeit zu Zeit ein Fernrohr an das Auge bringend, das er in der rechten Hand hielt. Auf seine Fragen über verschiedene Punkte antwortete Pierrot mit heller Stimme und in dem erklärenden Tone der Führer jener Gegend.

Der zweite Reiter war der Diener jenes Herrn, eine lange, hagere Gestalt; seine Füße berührten fast den Boden. Er ritt theilnahmlos einige Schritte hinter dem Ersten und kümmerte sich um die Naturschönheiten des Thales nicht im mindesten. So kamen sie bei dem Gasthause an.

Mutter Blanche, mit einer schneeweißen Schürze angethan, und eine weiße Mütze auf dem Haupte, wartete an der Thür; ihre Luchsaugen hatten die Gäste, deren Aus-

sehen einen schönen Gewinn zu bringen versprach, schon längst bemerkt. Fanchette, sauber gekleidet, stand neben ihr.

— Sind die Fackeln bereit? fragte die Alte.

— Ja, Mutter!

— Kannst auch das Reisigfeuer in der Tiefe der Grotte anzünden, wenn der Fremde fünf Francs zahlt.

Der Zug hielt.

— Hier bringe ich Mylord', Mutter Blanche! rief der Savoyard, nachdem er dem Reiter beim Absteigen behilflich gewesen.

— Mylord forderte ein Zimmer, um ein Stündchen zu ruhen, der Ritt hatte ihn angegriffen.

— Ich kann damit dienen, mein Herr, antwortete geschwätzig die Alte; zwar ist es klein, aber nett und reinlich, und gewährt eine schöne Aussicht auf den Fall der Arve, die tief unten im Felsenbette fließt. Man hört auch das Rauschen des Wassers, und es schläft sich gut dabei. Die Fremden haben das gern. Man wohnt in meinem Häuschen eben so gut, als in dem Hotel zu Sallenche.

— Also das Zimmer! befahl kurz der Fremde.

— Es steht zu Diensten, Mylord. Wann befehlen Sie das Mahl, das Sie bestellen ließen?

Der Reisende zog seine Uhr.

— In einer Stunde, Punkt zwölf Uhr.

— Und nach Tische wollen Sie die Grotte besuchen?

— Ja.

— Folgen Sie mir, Mylord.

Die Witwe führte den Gast, der an große Bequemlichkeiten gewöhnt zu sein schien, in ein freundliches Giebelzimmer. Als sie sich entfernen wollte, rief dieser:

— Halt!

— Was befehlen Sie noch?

— Sorgen Sie für Ruhe! Ich will ungestört eine Stunde schlafen. Nur mein Bedienter darf die Thür dieses Zimmers öffnen. In der Laube, die ich hier unter dem Fenster bemerke, will ich speisen. Wenn Ihr Wein nicht gut ist, bringen Sie mir Wasser! Gehen Sie!

Mutter Blanche verließ das Zimmer.

— Ist das ein grober Mensch! brummte sie, als sie die schmale Treppe herabstieg. Man sollte glauben, daß er hier Herr im Hause sei. Warte, Mylord, deine Grobheiten kommen mit auf die Rechnung, und den Wein, den du nicht trinkst, sollst du mir auch bezahlen. Seit drei Tagen hat sich kein Fremder sehen lassen; heute will ich das Eisen schmieden, weil es heiß ist. Die Regierung verlangt hohen Pacht, ich kann hohe Preise nehmen.

Als sie in die Hausthüre trat, bot sich ihren Augen eine muntere Scene. Drei junge Reisende waren zu Fuß angekommen; sie neckten Fanchette, um den eifersüchtigen

Pierrot zu ärgern, der seinen Zorn über die Zudringlichkeit der gutgekleideten Gäste nicht verbergen konnte.

Fanchette sträubte sich nach Kräften und theilte mit ihren kleinen Händen manchen Schlag aus; aber die lustigen Leute achteten nicht darauf, umschwärmten die hübsche Zigeunerin, wie sie das brünette Mädchen nannten, und versuchten es, ihr den frischen Mund zu küssen. Pierrot sprang dazwischen. Ein lautes Lachen folgte diesem Sprunge. Fanchette flüchtete sich hinter das Haus. Die Reisenden wollten ihr folgen; Pierrot vertrat ihnen drohend den Weg. Es wäre ohne Zweifel zu Thätlichkeiten gekommen, wenn die befehlende Stimme der Witwe nicht gerufen hätte:

— Pierrot nimm dich in Acht! Wer hat dich zum Wächter meiner Fanchette gemacht? Die Herren werden so artig sein, und dem Kinde kein Leid zufügen.

— Nein, wahrlich nicht! rief der Eine von ihnen, ein bleicher, aristokratisch aussehender junger Mann, Sie haben Recht, Madame. Ist die braune Thalhexe Ihre Tochter?

— Meine Pflegetochter, Fanchette.

— Und dieser Bursche ist wohl der Liebhaber der reizenden Fanchette?

— Ich weiß nicht, ob er es sich einbildet, aber fast scheint es so . . .

Ein lautes Gelächter unterbrach die Alte, die hastig

aus der Thür zwischen die Reisenden trat, und beschwichtigend ausrief:

— Meine Herren, dort oben schläft ein Mylord, der sein Zimmer und seine Ruhe bezahlt. Ich ersuche Sie, mich in meinem Geschäftsbetriebe nicht zu stören, denn ich muß der Regierung einen hohen Pacht zahlen. Verhalten Sie sich ruhig, so wird man Sie bedienen; lärmen Sie, so verschließe ich Ihnen mein Haus und verweigere Ihnen den Besuch zur Grotte.

— Zürnende Göttin, rief heiter der junge Mann, wir werden Sie zu besänftigen suchen, damit Sie uns den halsbrecherischen Zutritt zu Ihrem Olymp nicht versagen. Bringen Sie uns Wein und Speisen und sorgen Sie für einen Führer.

Es geschah. Unter Scherzen und Lachen nahmen die drei jungen Leute das Frühstück ein, das Fanchette vor dem Hause servirte.

— Und nun zur Grotte! rief das lustige Kleeblatt.

Die Witwe überlegte, was zu thun. Sie faßte den Entschluß, daß Fanchette die Fremden führen sollte, die zurückgekehrt sein würden, wenn Mylord erwachte. Andernfalls war ja Pierrot noch da, der mehr als einmal den gefährlichen Weg zurückgelegt hatte. Der Savoyard war mit dieser Disposition nicht zufrieden; er fügte sich jedoch, da er aus Rücksicht für die Geliebte, die stets den Ausbruch

der übeln Laune der Alten ertragen mußte, die Wirthen nicht reizen wollte.

Fanchette erschien mit der Fackel.

— Haben Sie Muth, meine Herren? fragte sie lächelnd.

— Wozu?

— Mir zu folgen.

— Nicht übel! rief der bleiche junge Mann. Das Mädchen trauet sich mehr Kühnheit zu, als uns. Vorwärts, wir folgen dir, und führtest du uns durch das schaurigste Thal der Unterwelt.

Der kleine Zug setzte sich in Bewegung. Fanchette, die Fackel schwingend, stieg leichtfüßig die in den Felsen gehauenen Stufen voran; die jungen Männer, die der Wein ein wenig erhitzt hatte, folgten. Pierrot blieb unten, er sah ihnen traurig nach.

Fanchette stand schon auf dem ersten Felsenabsatze, während ihre Begleiter noch vorsichtig die Leiter hinanklimmten. Das Mädchen sah in der schwindelnden Höhe wie ein kleines Kind aus. Als die Reisenden den Absatz erstiegen hatten, ging die Führerin weiter.

Von diesem Punkte an begann eigentlich erst der gefahrvolle Weg. Der Pfad ist nur drei bis vier Fuß breit. Links erhebt sich eine schroffe Felswand, an der ein Geländer angebracht ist. Rechts öffnet sich die siebenhundert Fuß tiefe Schlucht, auf deren Grunde die Arve sich schäumend

fortwälzt. Eine eisige Luft steigt aus dem schwarzen Schlunde empor. Oben ist Alles still, von unten herauf tönt unheimlich ein dumpfes Tosen, als ob es aus dem tiefsten Schooße der Erde käme.

Der Reisenden bemächtigte sich eine bange ernste Stimmung. Bewundernd blickten sie auf das Mädchen, das mit der Gewandtheit und Sicherheit einer Gemse, ohne das Geländer zu berühren, an dem scharfen Rande hinschwebte. Da Fanchette baarfuß ging, hörte man ihre Schritte nicht. Von Zeit zu Zeit blickte sie klug und kühn in den Schlund hinab, dann wandte sie sich wieder, und machte mit lieblicher Stimme auf kleine Erhöhungen oder Vertiefungen aufmerksam, die sich auf dem Pfade zeigen würden.

— Ist schon ein Unglück hier geschehen? fragte einer der Reisenden.

— So lange ich mit Mutter Blanche hier wohne, ist jeder Besuch glücklich abgelaufen.

Einzelne Felszacken zeigten sich über den Häuptern der Wanderer, die den Weg muthig fortsetzten. Nach und nach nahmen die Zacken bestimmtere Formen an, sie glichen den abgerissenen Bogen eines zerstörten gothischen Tempels. Endlich zeigten sich auch rechts einige Säulen und die Zacken verbanden sich zu einer Decke, durch die nur hier und dort ein schwacher Sonnenstrahl fiel. Die brennende

Pechfackel Fanchette's ward immer dunkler, ein fahles Licht verbreitend: man war in der berühmten Grotte von Balme angekommen.

Während Fanchette ein großes Reisigfeuer anzündet und den Reisenden alle Schönheiten des erhabenen Naturwunders zeigt und erklärt, sehen wir uns nach Mylord um.

III.

Der Reisende hatte genau eine Stunde geruht. Dann kam er mit seinem Diener in die Laube, wo Mutter Blanche den Tisch gedeckt hatte, und speiste. James, der ein militärisches Benehmen beobachtete, mußte ihn bedienen.

Die Witwe hatte bereits den guten Pierrot für den Weg zur Grotte gewonnen, denn sie zweifelte daran, daß Fanchette zur rechten Zeit zurückkehren würde.

Mylord, der gemächlich sein Mahl vollendet, brach auf, von Pierrot geführt. Der lange James mußte seinem Herrn folgen. Ehe er jedoch die Treppe erstieg, kam die Witwe mit einem Buche.

— Wozu? fragte ernst der Reisende.

— Alle Besucher der Grotte schreiben sich ein, Mylord, und dann ist es mir auch lieb, wenn ich weiß, wen zu bedienen ich die Ehre hatte.

Der Fremde nahm die ihm dargebotene Feder und schrieb seinen Namen in das Buch, das die Witwe auf

einen Steintisch gelegt hatte, der auf dem Rasenplatze angebracht war.

— Danke, Mylord! Oben finden Sie Fanchette, die Ihnen alle Merkwürdigkeiten zeigen wird. Uebrigens vertrauen Sie nur dem guten Burschen, er weiß vollkommen Bescheid.

Die Männer stiegen die Treppe hinau.

Die Witwe trug ihr Buch in das Stübchen. Als sie den Namen des Fremden gelesen, sagte sie:

— Gut, nun kann ich doch den Namen auf die Rechnung schreiben. Ach, dieses Buch gewährt Vortheile, man braucht die Reisenden nicht nach Stand und Namen zu fragen, und sieht, wie sie sich schreiben. Hätte ich doch den drei andern ebenfalls das Fremdenbuch vorgelegt — nun, sie mögen sich einschreiben, wenn sie zurückkommen. Jetzt will ich die Rechnung machen.

Mylord war noch ein ziemlich kräftiger und muthiger Mann, er folgte seinem Führer rüstig und unerschrocken. Am Eingange der Grotte trat ihm Fanchette mit ihren Begleitern entgegen.

— Platz! rief der Engländer, als ob ihm ein größeres Recht in dem freien Reiche der Natur zustände, als den drei jungen Leuten, die sich über diese Anmaßung höchlich wunderten.

Fanchette vermittelte den Durchgang, indem sie ihren

Begleitern Plätze auf kleinen Felsvorsprüngen anwies. Sie selbst wand sich wie ein Aal an der Seite der dahinschreitenden Männer durch. Dem braven Pierrot drückte sie herzlich die Hand.

Die drei jungen Leute spotteten so lange über den groben, anmaßenden Fremden, bis die beginnende Gefährlichkeit des Weges Ihnen Vorsicht und Schweigen auferlegte. Sie kamen glücklich vor dem Hause an. Lärmend traten sie in das Stübchen, wo Mutter Blanche beschäftigt war. Unter Scherzen mit der braunen Fanchette priesen sie die furchtbare Schönheit der Grotte und bezahlten die sehr hohe Rechnung.

— Ziehen wir weiter! rief einer der jungen Männer.

— Ich möchte den groben Fremden kennen lernen! meinte der blasse junge Mann, der über seine Begleiter eine gewisse Autorität auszuüben schien. Ruhen wir, bis er zurückkehrt. Dieser Mann interessirt mich, ich weiß nicht warum?

— Es ist wahrscheinlich eine hochgestellte Person.

— Woraus schließt Du das?

— Weil er so grob war.

— Ich halte ihn für einen Militär.

— Jedenfalls ist er kein Franzose.

— Streiten Sie sich nicht, meine Herren, sagte Mutter Blanche. Mein Fremdenbuch, in das er seinen Namen vor

dem Aufsteigen zur Grotte eingeschrieben, kann Ihnen Auskunft geben. Ich hoffe, auch Sie werden sich einschreiben.

— Wo ist das Buch?

— Dort auf dem Tische.

Der junge Mann, der sich für den Fremden interessirt hatte, trat rasch zu dem Buche und schlug die letzte der beschriebenen Seiten auf.

Kaum hatte er einen Blick auf das Blatt geworfen, als er tief erröthete. Er neigte sich weiter herab, um noch einmal zu lesen — dann stieß er einen durchdringenden Schrei aus, der ebenso Unwillen, als freudige Ueberraschung bedeuten konnte. Schon im nächsten Augenblicke aber war sein Gesicht wieder bleich geworden. Er zitterte am ganzen Körper.

— Was ist Dir? fragten die Gefährten.

Er deutete mit der bebenden Hand auf das Buch.

— Les't! stammelte er.

Die Fremden drängten sich an das Buch.

Auch ihrer bemächtigte sich eine unbeschreibliche Bewegung, als sie den Namen des Fremden gelesen hatten.

— Kennt Ihr ihn? fragte der junge Mann, der krampfhafte beide Fäuste geballt hatte, um seine Aufregung zu zügeln. Kennt Ihr den Namen dieses Elenden, den die Welt nicht genug brandmarken kann?

— O, wir kennen ihn?

— Und er ist hier, hier — in meiner Nähe!

— Wir werden ihn erwarten, er soll seinem Schicksale nicht entgehen.

— Warten, warten, hier unten warten?

Oben auf dem Felsen will ich ihm entgegentreten — am Rande des Abgrundes, der kaum tief genug ist, werde ich ihm einen Namen nennen, bei dessen Klange sein rohes Herz erbeben soll!

— Wir begleiten Dich!

— Die Fackel, Mädchen!

Fanchette war so bestürzt, daß sie augenblicklich Folge leistete. Wie hatten sich die harmlos heiteren Reisenden so plötzlich verwandelt. Jauchzend von Rachelust stiegen sie die Felstreppe die schwankenden Leitern, eilten sie auf dem schmalen Pfade an den Abgrund und betraten endlich die finstere Grotte. Fanchette, die Mutter Blanche nachgeschickt, vermochte kaum ihnen zu folgen.

Die weite Grotte war finster und still.

Wo war der Fremde? Da man ihm auf dem einzigen Pfade nicht begegnet, mußte er noch in der Grotte sein. Die jungen Leute lauschten nach allen Seiten. Ihre Mienen und Blicke verriethen, daß dem Manne, den sie suchten, schwere Augenblicke bevorstanden.

Fanchette wußte, wo der Fremde sich befinden mußte. Sie zitterte bei dem Gedanken, daß man sich an jener

Stelle treffen könnte. Es war dies eine Felsplatte, die außerhalb der Grotte lag und wie ein Altan über die tiefste Stelle des Abgrundes hinausragte. Pierrot, der die großartige Aussicht an diesem Punkte kannte, hatte ohne Zweifel den Reisenden dahin geführt.

Das arme Kind überlegte, was sich zur Rettung des Bedrohten thun ließe. Noch war sie zu keinem Entschlusse gelangt, als tief in der Grotte ein heller Schein auftauchte. Pierrot zündete als ein treuer Führer, das Reisigfeuer an, um die seltsam geformten Gewölbe zu beleuchten. Es war dies ein Act, der nur gegen eine besondere Gratification geübt wurde.

Fanchette zitterte am ganzen Körper, denn die Aufregung der jungen Leute schien sich mit jedem Augenblicke zu mehren.

Plötzlich stießen Jene einen lauten Schrei aus.

Der Reisende, den sie suchten, trat an dem entgegengesetzten Ende der Grotte von dem Vorsprunge in's Innere zurück. Er blieb in der Oeffnung, welche das Thor bildete, stehen, kreuzte die Arme und betrachtete die halb beleuchteten Wände und Bogen, die sich nun in ihren seltsamen Bildungen deutlich zeigten. Der helle Feuerschein traf den Reisenden, so daß man die harten Züge seines Gesichtes erkennen konnte. Einige Schritte hinter ihm zeigte sich die lange Gestalt des Dieners.

— Da ist er! flüsterte eine Stimme.

— So habe ich mir den Henker gedacht! sprach leise eine zweite.

— Man hätte keinen Bessern zum Kerkermeister wählen können.

— Ergreift ihn!

— Der Schlund ist nicht weit!

— Auch wir befinden uns auf einer Felseninsel. Dort unten braust das Meer.

Die drei Reisenden stürzten wie Furien durch die Grotte. Der bleiche Mann, der die Fackel trug, eilte voran. Eine Minute später hatten sie den Fremden umringt, der sie verwundert ansah.

— Was wollen sie? fragte er unerschrocken.

— Frage Dein Gewissen, Elender! rief der Mann mit der Fackel. Wir sind die Rächer dessen, den Du so grausam gemordet.

— Hinab in den Schlund! riefen die beiden Andern.

— Verräther! Henker! Mörder! brüllte der Chor der Wüthenden.

Der Fremde war plötzlich betroffen, es mußte ihm eine Erinnerung aus seinem Leben vor die Seele getreten sein, die ihn die Wuth der Andringenden erklärlich finden ließ.

— Sie beurtheilen mich falsch, rief er aus.

— Nein, nein!

— Ich habe meine Pflicht gethan!

— Und wir thun die unsrige!

Bei diesen Worten war der Fremde von vier starken Fäusten gepackt und niedergeworfen. Dann hob man ihn empor, um ihn auf die Plattform zu schleppen.

— Hilfe! zu Hilfe! rief der Bedrohte, dessen Kraft zu schwach war gegen seine Feinde.

Mit bebenden Armen umklammerte er ein Felsstück, das am Boden lag. Die Wüthenden ließen nicht nach, sie rissen ihm die Kleider vom Leibe.

— Zu Hülfe, Savoyard, zu Hilfe! erscholl der Angstruf durch die Grotte, die sich nach und nach wieder in ihr voriges Dunkel hüllte.

Pierrot eilte herbei. Als er dem, der sich seiner Führung anvertraut hatte, Hilfe bringen wollte, wurde er von zwei starken Händen zurückgeschleudert.

— Erbarmen! Mitleiden! flehte der Diener, der neben seinem Herrn bittend auf die Knie gesunken war.

Auch er ward zurückgestoßen.

Der Fremde war erschöpft von dem heftigen Kampfe, er konnte sich an dem Stein nicht mehr halten. Jauchzend riß man ihn auf die Plattform. Hier war es hell. Noch fünf bis sechs Schritte, und man befand sich an dem scharfen Rande des tiefen Abgrundes.

— Mordet mich nicht! rief der Arme. Ich habe Weib und Kind!

— Feiger Henker, auch Dein Opfer hatte Weib und Kind! war die furchtbare Antwort.

Die Wuth schien die drei jungen Männer ganz und gar zu beherrschen. Während einer von ihnen Pierrot und den Diener abhielt, ergriffen die beiden andern ihr Opfer, um es an den Felsrand zu schleppen. Der Mann, dessen Kleider in Fetzen herabhingen, sammelte noch einmal seine Kräfte, er klammerte sich mit den blutenden Händen an dem nächsten Stalaktiken fest, der wie eine Säule über dem Abgrunde stand. Die Füße hingen bereits über den Rand hinaus. Einer bemühte sich, die Hände des Unglücklichen von dem Steine zu trennen. Pierrot riß ihn zurück.

Da warf sich Fanchette vor den beiden Andern auf die Knie. Schluchzend rief sie aus:

— Wenn Sie mit diesem Manne kein Mitleiden haben wollen, so bedenken Sie meine arme Pflegemutter und mich! Ein in dieser Grotte verübter Mord wird uns Unglück bringen. Lassen Sie ab von diesem entsetzlichen Beginnen.

Pierrot riß die Kniende empor und stieß sie fast gewaltsam in die Grotte zurück.

— Eile hinab, eile hinab! rief er, und seine Augen

blitzten. Wenn Sie den Mann nicht unangefochten lassen, rief er mit gellender Stimme den Fremden zu, so werden Sie selbst in der Grotte von Balme umkommen. Ich reiße die Leitern ab, daß Ihnen der Rückweg unmöglich wird.

Fanchette stieß einen Freudenschrei aus.

— Ich helfe Dir, guter Pierrot, ich helfe Dir! rief sie.

Dann verschwand sie in der Grotte.

Der Diener hatte indeß seinen Herrn von dem Abgrunde zurückgezogen. Der bis zum Tode Erschöpfte saß nach Athem ringend, am Boden. Die Drohung des Savoyarden hatte die Wüthenden zur Besinnung gebracht. Sie begriffen, daß der Führer sie in der Gewalt hatte.

— Bei der heiligen Jungfrau schwöre ich, fügte dieser hinzu, indem er die Hand zum Himmel streckte, daß ich Ihnen den Weg abschneide und Sie Ihrem Schicksale in dieser Grotte überlasse. Werden Sie sich an mir vergreifen, so wird Fanchette die Leiter wegnehmen und Hilfe holen. Stehen Sie auf, Mylord und gehen Sie voran. Ohne Sie werden Ihre Feinde die Grotte nicht verlassen.

Die drei Genossen schienen zu überlegen. War ihnen die Rache um den Preis ihres eigenen Lebens zu kostbar?

— Jetzt hinab! befahl Pierrot, der von diesem Augenblicke an den Gebieter spielte.

Der Diener führte seinen Herrn. Dann kam Pierrot,

und diesem folgten die drei Reisenden, die kein Wort mehr sprachen, bis sie das Thal erreicht hatten.

An der ersten Leiter stand Fanchette; sie hatte bereits die Stricke gelöst, um nöthigenfalls die Sprossen sogleich herabziehen zu können.

Als sie Mylord erblickte, zog sie die Stricke sogleich wieder fest. Das kluge Mädchen hatte die Absicht Pierrots wohl begriffen. Die ganze Gesellschaft kam glücklich vor dem Wirthshause an, wo Mutter Blanche in einer wahren Todesangst wartete. Der Engländer ließ sich in das Stübchen führen.

Nach kurzer Zeit traten auch die drei Reisenden ein. Pierrot war hinter den Felsen gegangen, um seine Esel zur Rückreise vorzubereiten.

Eine neue Scene trug sich während dieser Zeit in dem Stübchen zu. Der bleiche Mann trat zu dem erschöpften Reisenden; die Freunde standen ihm zur Seite.

— Streiche Deinen Namen aus dem Buche, befahl er.

— Thun Sie es, bat die ängstliche Wirthin, wir sind hier ohne Hilfe. Ach, kämen doch noch Reisende an.

Mylord wußte, daß er sich auf seinen alten Diener nicht verlassen konnte; er selbst fühlte sich zu schwach, um Widerstand zu leisten. Mit einer Ergebung, die an Muthlosigkeit grenzte, nahm er die Feder und ging zu dem Buche, das aufgeschlagen auf dem Tische lag.

— Halt! rief einer der drei Reisenden. Eine Demüthigung mußt Du noch erfahren. Sauge den Namen mit Deinen Lippen hinweg. Weigerst Du Dich, so beschimpfen wir Dich mit unsern Reisestöcken.

Der Fremde fügte sich. Er vollzog die entehrende Handlung.

Die drei Gefährten entfernten sich unter Hohnlachen und verschwanden in dem nahen Wäldchen.

Einige Stunden später verließ auch Pierrot mit seinen Begleitern das Wirthshaus. Gegen Abend kam er athemlos von Sallenche zurück. Fanchette stand wieder am Brunnen. Außer sich vor Freude, drückte er der Geliebten einen Kuß auf den blühenden Mund. Nachdem er sich ein wenig von dem raschen Gehen erholt hatte, sagte er:

— Fanchette, hier sind fünfzig Goldstücke für Dich und fünfzig für mich. Der Mylord hat sie uns dafür geschenkt, daß wir ihm das Leben gerettet haben.

Er legte ihr die blinkenden Münzen in die Hand. Das Mädchen sah ihn starr an.

— Behalte sie, flüsterte sie dann.

— Du willst sie nicht annehmen?

— Mein Mann führt die Kasse.

Pierrot umschlang mit beiden Armen das vor Freuden weinende Mädchen. Beide genossen nach der überstandenen

Todesangst Augenblicke der Wonne, welche die Liebe ihnen bereitete. Denn nun durften sie sich lieben, sie hatten ja Gold im Ueberflusse. Welch' ein mächtig Ding ist doch das gelbe Metall!

Plötzlich mischte sich das Zanken der Mutter Blanche in die Pläne, welche die Liebenden für die Zukunft entwarfen. Pierrot's Worte vermochten nicht, die Alte zu beruhigen, die den ganzen Tag schon übler Laune gewesen war. Aber was der gute Bursche nicht konnte, vollbrachte das Gold. Mutter Blanche ließ sich in Unterhandlungen ein, die damit schlossen, daß sie ihre Einwilligung zu der Heirath gab.

Der Vorfall in der Grotte hatte ihr die Nothwendigkeit klar gemacht, einen Mann im Geschäfte zu haben, und sie gab Pierrot, der hundert Goldstücke mitbrachte, den Vorzug.

Um nun zu erfahren, wer der großmüthige Geber sei, zog man das Fremdenbuch zu Rathe. Die schlichten Thalbewohner konnten die halbverlöschten Züge nicht enträthseln, spätere Besucher aber entdeckten die Grundzüge noch und lasen den Namen H u d s o n L o w e.

Hudson Lowe! War das nicht der englische Gouverneur der Insel Sanct-Helena, auf welcher Napoleon I. im Exil starb. Ihm sagte man nach, er habe seinen Gefangenen schlimm behandelt.

Ueber die drei jungen Leute, die mit ihm in der Grotte von Balme zusammentrafen, hat man nichts Näheres erfahren. So viel aber hat sich als sicher herausgestellt, daß an jenem Tage Ludwig Bonaparte mit zwei Freunden im Hotel zu Salanche abgestiegen war, dort frühstückte, und dann nach der Grotte von Balme wanderte, um die Schönheiten derselben zu sehen.

Hudson Lowe ist todt; aber Ludwig Bonaparte lebt noch und St. Helena trotzt noch immer den Fluthen des Oceans.

Druck von Umlauf & Lüder in Leipzig.

Schrader, August,

Wege und Stege Kleine Romane von August Schrader

Bd.: 2

Leipzig 1861